

SANTA LUCA

XL
Lese-
probe

WAS
zwischen uns
WUCHS

R O M A N C E



WAS
zwischen uns
WUCHS



Alle Rechte vorbehalten. Ein Nachdruck oder eine andere Verwertung, auch auszugsweise, ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages gestattet.

Hinweis zur automatisierten Analyse gemäß geltendem Urheberrecht (z. B. § 44b UrhG DE, § 42g UrhG AT): Die automatisierte Auswertung dieses Werkes – insbesondere zur Erkennung von Mustern, Trends oder Korrelationen („Text and Data Mining“) – ist untersagt, soweit gesetzlich möglich. Eine Nutzung zu Analysezwecken außerhalb gesetzlicher Ausnahmen bedarf der ausdrücklichen Zustimmung der Rechteinhaber.

Verlag HOMO Littera

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe 08/2026

Copyright © Santa Luca, Was zwischen uns wuchs

Copyright © HOMO Littera

Am Rinnergrund 14/5, 8101 Gratkorn

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Autorenservice Gorischek, Rolf Schek

unter Verwendung der Motive von Adobe Stock: © Deemerwha studio,

© ksena32, © photodeedooo, © barbedur, © Custom Scene

Innengestaltung: Romy Gorischek, HOMO Littera

unter Verwendung der Motive von Adobe Stock: © ksena32, © Custom Scene, © shabanas-houkat49

Satz: HOMO Littera, Gratkorn

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN Print: 978-3-99144-063-5

ISBN EPUB: 978-3-99144-064-2

ISBN PRC: 978-3-99144-065-9

www.HOMOLittera.com

SANTA LUCA



WAS
zwischen uns
WUCHS

ROMANCE



Hinweis zu sensiblen Themen

Dieses Buch enthält Inhalte, die psychisch belastend wirken können, darunter Themen wie Verlust, familiäre Konflikte und emotionale Belastungen.

Wir möchten darauf hinweisen, dass diese Schilderungen bei manchen Leser emotionale Reaktionen auslösen können. Wenn Sie auf entsprechende Themen empfindlich reagieren, entscheiden Sie bitte selbst, ob Sie dieses Buch lesen möchten.

Autor und Verlag übernehmen keine Verantwortung für etwaige psychische Belastungen, die durch die Lektüre entstehen können. Die Lektüre erfolgt auf eigene Verantwortung.

Santa Luca schreibt leidenschaftliche Geschichten über Liebe, Sehnsucht und das Übersinnliche. Der österreichische Autor lebt mit seinem Lebensgefährten und zwei Hunden zusammen und lässt sich von Reisen, Begegnungen und besonderen Momenten inspirieren.

Mehr über den Autor und seine Veröffentlichungen auf seinem Instagram-Account: **santa.luca.autor**



PROLOG



Der Schnee hielt sich nur noch dort, wo die Sonne nicht hinkam.

Als ich den Wagen am Rand des schmalen Schotterwegs abstellte, sah ich die weißen Flecken zuerst in den Schatten der Hecke, dann unter den riesigen Fichten und schließlich in den Mulden zwischen den Wurzeln. Dazwischen war die Erde bereits zu erkennen. Es war noch nicht grün, eher wirkte es dunkel und feucht, als würde sich der Boden darauf vorbereiten, zu erwachen.

Ich ließ das Fenster hinunter. Es roch nach Moos und feuchter Erde, nach dem Ende eines Winters, der sich nicht mehr wehrte, zu verschwinden.

Für einen Moment legte ich die Hände auf das Lenkrad. Der Motor war aus, und mit ihm war alles andere verstummt. Keine Stimmen, kein Verkehr, kein gleichmäßiges Brummen, das mich begleitete. Stattdessen hörte ich ein leises Tropfen, ein Knacken im Holz, einen einzelnen Vogel, der klang, als würde er testen, ob er schon singen durfte.

Ich atmete aus und merkte erst jetzt, dass ich die Luft angehalten hatte. In der Stadt, wo ich lebte, war Stille etwas, das man sich organisierte. Man schloss Fenster, schaltete Geräusche ab und erkaufte sich so Ruhe. Hier war sie einfach da. Sie fragte nicht, ob sie willkommen war.

Genau das hatte ich an MacForrest immer ge-

liebt. Es war ein Ort der Stille, der Natur, abseits jedes Lärms der Großstadt.

Einer der Gründe, warum ich hier war.

Ich stieg aus, öffnete den Kofferraum und griff nach meinen Taschen. Zwei Stück, vielleicht zu ordentlich gepackt – und ein Werkzeugkoffer, den ich eigentlich nicht brauchte. Ich hatte ihn trotzdem mitgenommen, aus einem Gefühl heraus, das ich mir nicht erklären konnte – vor allem, weil ich handwerklich nicht begabt war.

Ich bin nur für ein bis zwei Wochen hier, sagte ich mir. *Um alles zu regeln.*

Es klang vernünftig – und nur ein klein wenig wie eine Ausrede.

Ich nahm die Taschen mit, das Werkzeug ließ ich im Kofferraum. Ich konnte es später holen.

Der Weg zum Haus war mir vertraut und fremd zugleich. Als kleiner Junge war ich hier immer entlanggerannt, zu schnell und zu laut, als müsste ich beweisen, dass ich anwesend war. Vielleicht war das auch so. Ich war meinen Eltern immer ein Dorn im Auge gewesen – ein Unfall, wie es meine Mutter einmal genannt hatte –, weshalb sie mich nie wie ihr Kind behandelt hatten.

Jetzt ging ich langsam, ohne es bewusst zu tun. Durch mein jahrelanges Training und nach einer Therapie war ich ausgeglichen und geerdet.

Hinter der Kurve stand das Herrenhaus mit den Nebengebäuden und der Destillerie. MacForrest Castle – beeindruckend und mächtig wie eh und je, auch wenn es mir kleiner erschien, als ich es in Erinnerung hatte. Weniger monumental, dafür wirklicher.

Mr. Redcliff, der Notar, hatte zumindest nicht übertrieben, als er gesagt hatte, dass Renovierungen vonnöten wären.

Ich hielt an und betrachtete das Haupthaus. Das Dach wirkte verblasst, und die Dachrinne direkt über dem Eingang war schief. Die Fensterläden waren geschlossen, nicht abweisend, eher so, als würden sie auf etwas warten, und der Verputz der Außenmauern bröckelte an manchen Stellen.

Bestimmt trug der blassblaue Himmel zu dem verfallenen Erscheinungsbild bei. MacForrest Castle konnte nicht baufällig sein, das war nicht möglich.

Ich ging weiter. Der Garten, an dem ich vorbeimarschierte, erschien ... wild – ja, das war das richtige Wort. Man konnte es nicht verwahrlost nennen, aber es war auch nichts mehr geordnet – so wie früher. Blätter lagen in den Beeten, dunkel und feucht, und dazwischen stachen grüne Spitzen hervor.

Ich hielt nicht an, um ihn mir genauer anzusehen. Ich wollte erst ankommen, bevor ich mich um die ersten Dinge kümmerte.

Ich stieg die Steinstufen zur Haustür hoch. Beinahe wäre ich auf der glatten, rutschigen Oberfläche ausgerutscht. Lediglich das gusseiserne Geländer bewahrte mich vor einem Sturz. Dafür zog mir das Eisen die Wärme aus der Hand.

Oben blieb ich stehen. Der Schlüsselbund in meiner Jackentasche fühlte sich schwerer an, als er sollte. Ich erinnerte mich an den Umschlag bei Mr. Redcliff, an seine sachliche Stimme, an meinen Namen auf dem Papier. Alles hatte sehr offiziell gewirkt – und falsch. Dass Tante Rosamund mir MacForrest vererbt hatte, war wohl aus der Not heraus geschehen. Sie hatte keine Kinder gehabt, ihre Familie bestand immer nur aus meiner Mutter mit ihrem Mann – und mir. Ich, das lästige Kind, das zu laut, zu hektisch, zu ungehorsam war. Das belastende Anhängsel, das nicht still sitzen wollte. Ich war die einzige Möglichkeit, die Tante Rosamund gehabt hatte. Nach dem Unfalltod meiner Eltern war niemand anderes mehr übrig.

Der Schlüssel passte. Das Schloss klickte, als hätte es nichts anderes erwartet. Dafür klemmte die Tür, und ich musste mit der Schulter nachhelfen. Als sie endlich aufsprang, strömte mir kalte, abgestandene Luft entgegen. Es roch nach Holz und Staub – und nach Lavendel.

Tante Rosamunds Duft.

Ich blieb im Türrahmen stehen. Einen Moment lang war ich nicht sicher, ob ich eintreten sollte. Als müsste ich mich entscheiden, der unliebsame Gast zu sein oder etwas anderes.

Ich machte einen Schritt über die Türschwelle und stellte meine Taschen ab. Drinnen war es dunkel, und ich tastete nach dem Lichtschalter. Ich fand ihn nicht sofort, wusste aber, dass er unmittelbar rechts vom Eingang war. Als das Licht anging, flackerte es kurz, dann legte sich ein warmer, gelblicher Schein über den Flur. Staub tanzte in der Luft.

Ich zog meine Schuhe aus, obwohl es unnötig war. Niemand würde mir deshalb einen Vorwurf machen, und dennoch fühlte es sich richtig an. Tante Rosamund war sehr ordentlich und penibel gewesen. Sie hatte mich immer gerügt, wenn ich mit dreckigen Straßenschuhen durch das Haus gelaufen war.

Ich schloss die Tür und schob die Taschen direkt neben den Eingang, ehe ich mich stumm umschaute. Der Flur sah noch immer so aus wie früher. Er war lang gestreckt und von gediegener Ruhe erfüllt. Dunkles Holz zog sich in Form von Vertäfelung an den Wänden entlang. Auf der rechten Seite stand die mächtige Garderobe, an der ich nie hochgekommen war, wenn ich meine Jacke hatte aufhängen wollen. Daneben gab es noch immer die rustikale Kommode – und gegenüber die gepolsterte Sitzbank in Bordeauxrot. Sogar der einzelne Stuhl, farblich ähnlich gehalten wie die Bank, stand nach wie vor neben dem Treppenaufgang – und direkt darunter die mittelalterliche, mannshohe Rüstung, präsentiert, als würde dort ein echter Ritter stehen und nur auf seinen Einsatz warten.

Ich ging den gefliesten und mit einem Teppichläufer ausgelegten Flur entlang, dessen Musterung vom vielen Gehen und Laufen verblasst wirkte. Licht gab es nur durch die kleinen Wandlampen mit Schirmen, die in regelmäßigen Abständen an den mit rot gemusterten Tapeten versehenen Wänden über der Vertäfelung angebracht waren. Ich trat links in die Küche. Sie war groß, hoch und von stiller Geschäftigkeit geprägt. In der Mitte stand der riesige massive Arbeitstisch aus hellem, abgeschliffenem Holz, der mit einem vergilbten Tuch halb abgedeckt war. Kupferne Töpfe hingen an der Wand, Keramikschalen und einfache Gerätschaften lagen griffbereit, als würden sie darauf warten, dass das Personal zurückkam.

Etwas abseits auf der anderen Seite stand ein Esstisch mit schlichten Stühlen, an dem ich als Kind oft gewartet hatte, bis Anny, die Haushälterin, mir heimlich etwas von dem süßen Backwerk zum Kosten gegeben hatte.

Ich trat ans Fenster neben dem alten Herd und der Spüle und blickte in den Garten. Warmes Licht fiel herein und verlieh dem Raum eine unerwartete Behaglichkeit. Die Küche war eines der wenigen Zimmer

im Haus, die nicht repräsentativ wirkte, sondern ehrlich – ein Ort, an dem gearbeitet, gegessen und gelebt wurde.

Ich sah auf das breite Fensterbrett. Drei Blumentöpfe standen dort, zwei waren leer, in einem steckte ein vertrockneter Stängel. Daneben befand sich der kleine Keramikvogel, mit dem ich als Kind unauffällig gespielt hatte.

Ich strich mit dem Finger darüber und fühlte den Staub darauf. Die normalerweise glatte Oberfläche war eine Spur klebrig. Vermutlich vom Kochdunst, dem die Figur all die Jahre über ausgesetzt gewesen war.

Ich eilte in den Flur zurück und sah mich weiter um. Auch im Wohnzimmer, oder besser gesagt im Kleinen Salon, war alles noch wie in meinen Erinnerungen. Nur die Polstersitzbank war ausgetauscht worden, wenn ich es richtig erkannte. Die Möbel waren teilweise mit Laken abgedeckt, dennoch erinnerte ich mich an sie. Neben der Sitzbank stand ein schwerer Sessel – und der Tisch mit dem Kratzer, den ich mit acht Jahren verursacht hatte. Tante Rosamund hatte mich damals nur angesehen und gesagt, ich müsse nicht immer kämpfen. Ich hatte nicht verstanden, was sie meinte.

Jetzt verstand ich es auch nicht besser, nur anders.

Ich trat ans hohe Fenster und öffnete es, um frische Luft hereinzulassen. Das Grundstück erstreckte sich vor mir, weitläufiger, als ich es erwartet hatte. Eine Wiese, noch braun, aber bereits voller Leben. Dahinter Bäume, Rosamunds geliebte Kirschplantage – und weiter hinten ein schmaler Pfad, der zwischen ihnen verschwand und in die Wälder und Hügel führte.

Leonard. Der Name tauchte auf, bevor ich ihn denken wollte. Eine Erinnerung an breite Schultern, einen genervten Blick – und an das Gefühl, zu laut zu sein und ihn immer zu stören. Er war zehn Jahre älter und der Sohn des Verwalters. Er hatte hierhergehört, auch wenn ich ihn nicht mochte.

Nein, das war so nicht richtig. Ich hatte nichts gegen ihn gehabt, er war nur ständig sauer auf mich gewesen. Er hatte mir deutlich gezeigt, dass ich hier nichts verloren hatte, dass alle froh waren, wenn ich wieder weg war.

Ich rieb mir über das Gesicht. *Ich bin kein Kind mehr*, sagte ich mir.

Das Wort *Denkmalschutz* drängte sich mir auf. Grenzen, Regeln, Verpflichtungen. Dinge, die man nicht einfach entscheiden konnte. Ich hatte beim Notar nur genickt, höflich, und das Engegefühl ignoriert. Ein riesiges Erbe, das ich nicht haben wollte, mit dem ich auch nie gerechnet hatte, das ich aber auch nicht an den nächstbesten Anbieter verkaufen wollte. Das erste Angebot war mir noch am Notartisch unterbreitet worden. Mr. Carpenter, der Verwalter von MacForrest, hatte es an mich gerichtet.

Schritte auf dem Schotter draußen ließen mich zusammenzucken.

Ich eilte in den Flur zurück und sah durch das kleine Sichtfenster neben der Tür. Ein Mann marschierte am Weg zum Haus entlang. Ich erkannte ihn nicht sofort, aber die aufrechte Haltung und der mürrische Blick kamen mir vertraut vor. Da dämmerte es mir langsam.

Leonard – in echt. Er wirkte älter – natürlich wirkte er so, wir waren beide älter geworden –, und er schaute noch immer sehr ernst und finster aus. So wie früher – und doch war er anders.

Ich öffnete die Tür, ohne zu warten, bis er anklopfte.

»Hallo«, grüßte ich ihn, und meine Stimme klang unsicherer, als ich es wollte.

»Conrad«, antwortete er kühl. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung. Sein Blick überflog mich hastig.

Wir standen uns gegenüber, getrennt durch Jahre und unseren Erinnerungen.

»Sieh an, du läufst nicht schreiend durchs Haus. Du wirkst ... ruhiger«, sprach er gelassen.

Ich blinzelte. »Wie bitte?«

»Früher warst du ... laut«, erklärte er. »Und überall.«

Ich lachte gezwungen, obwohl ich die Worte als unhöflich empfand. Kein *Herzliches Willkommen* oder *Wie geht es dir?*, sondern sofort mit der Tür ins Haus. Die Worte waren auf Angriff gepolt. »Ich war ein Kind.«

»Und ich genervt.« Es war kein Vorwurf, eher eine Selbstbeurteilung, was mich verwunderte. Er reichte mir einen Umschlag. »Von meinem Vater.«

Ich nahm ihn an. Der Brief war dick, anscheinend waren mehrere Papiere darin gefaltet.

Etwas in mir zog sich zusammen. Ob es ein weiteres Angebot war?

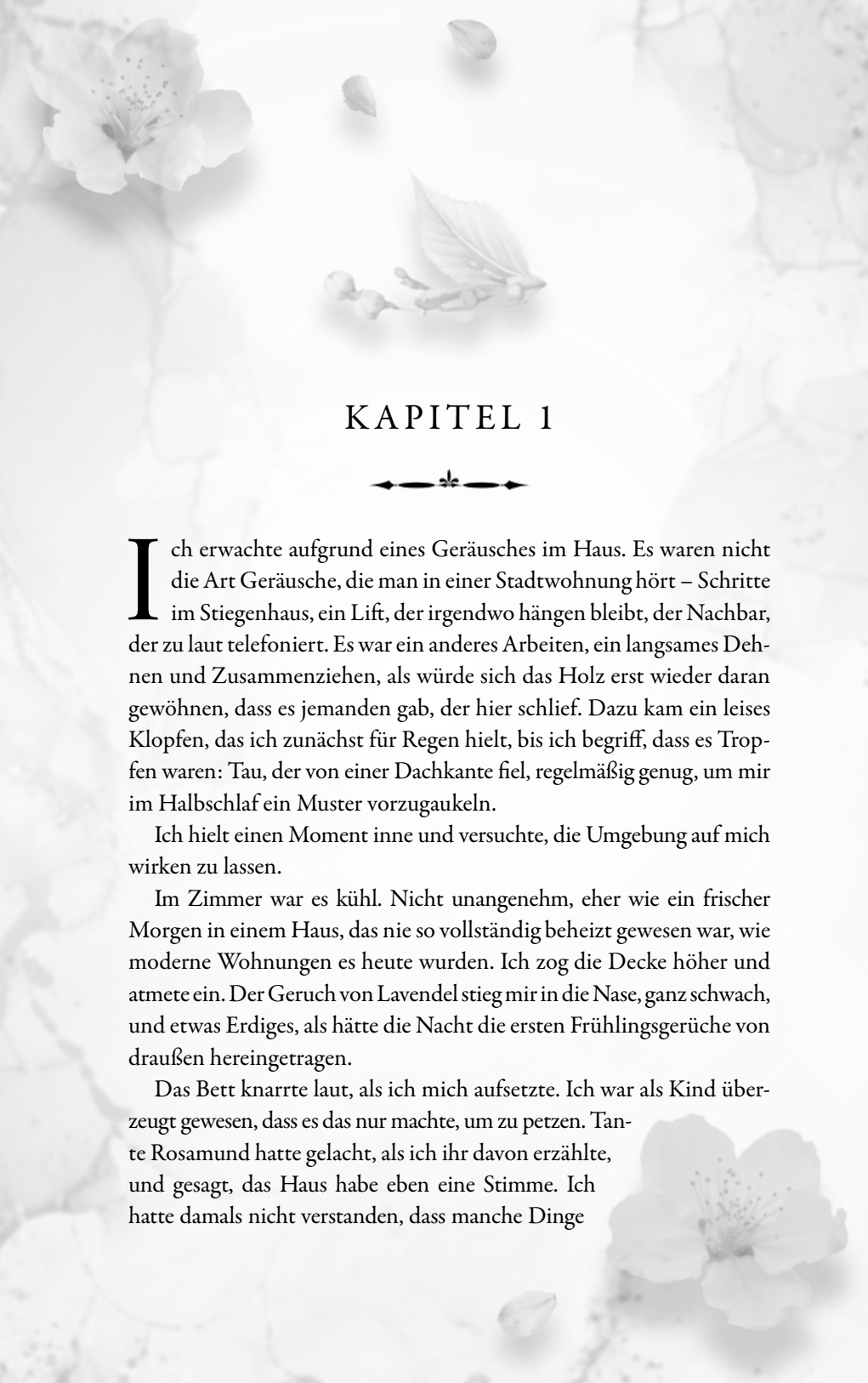
»Du solltest ihn lesen«, fuhr er fort und zeigte auf das Kuvert in meinen Fingern. Dann drehte er sich ohne ein weiteres Wort um und ging.

Ich atmete tief durch und schloss die Tür. Einen Moment lang lehnte ich mich gegen das massive Holz und drückte den Umschlag an meine Brust.

Ich hatte das erste Angebot beim Notar abgelehnt – nicht, weil ich mehr Geld wollte, sondern weil ich mir überrumpelt vorgekommen war. Meine Sommer in MacForrest waren immer anstrengend gewesen, weil ich nie Kind hatte sein dürfen. Sowohl Tante Rosamund als auch meine Eltern hatten mich immer wie einen Erwachsenen behandelt – einen Erwachsenen, der streng nach Etikette zu leben hatte und sich niemals gehen lassen durfte. Alle hatten mich als strapazierend empfunden, das Kind, das einfach nicht gehorsam sein wollte – und dennoch, obwohl meine Erinnerungen an MacForrest mit Regeln, Vorschriften und Pflichten eng verbunden waren, mochte ich den Ort.

Von draußen hörte ich einen Vogel singen. Nicht zögerlich wie vorhin, sondern sicher. Als hätte er beschlossen, dass es Zeit war, den Frühling zu begrüßen.

Ich schloss die Augen und atmete tief durch. MacForrest war trotz der vielen Umstände immer noch ein kleines Paradies.



KAPITEL 1



Ich erwachte aufgrund eines Geräusches im Haus. Es waren nicht die Art Geräusche, die man in einer Stadtwohnung hört – Schritte im Stiegenhaus, ein Lift, der irgendwo hängen bleibt, der Nachbar, der zu laut telefoniert. Es war ein anderes Arbeiten, ein langsames Dehnen und Zusammenziehen, als würde sich das Holz erst wieder daran gewöhnen, dass es jemanden gab, der hier schlief. Dazu kam ein leises Klopfen, das ich zunächst für Regen hielt, bis ich begriff, dass es Tropfen waren: Tau, der von einer Dachkante fiel, regelmäßig genug, um mir im Halbschlaf ein Muster vorzugaukeln.

Ich hielt einen Moment inne und versuchte, die Umgebung auf mich wirken zu lassen.

Im Zimmer war es kühl. Nicht unangenehm, eher wie ein frischer Morgen in einem Haus, das nie so vollständig beheizt gewesen war, wie moderne Wohnungen es heute wurden. Ich zog die Decke höher und atmete ein. Der Geruch von Lavendel stieg mir in die Nase, ganz schwach, und etwas Erdiges, als hätte die Nacht die ersten Frühlingsgerüche von draußen hereingetragen.

Das Bett knarrte laut, als ich mich aufsetzte. Ich war als Kind überzeugt gewesen, dass es das nur machte, um zu petzen. Tante Rosamund hatte gelacht, als ich ihr davon erzählte, und gesagt, das Haus habe eben eine Stimme. Ich hatte damals nicht verstanden, dass manche Dinge

keine Absicht brauchten, um seine Wirkung zu zeigen. Von diesem Tag an fürchtete ich das Bett nämlich mehr als Leonard und seinen Vater, die mich ständig ausschimpften, wenn ich zu wild durch den Garten ras-te. Oder meine Eltern, die nie die nötige Geduld für mich aufbrachten. Ich sah das Bett als Verräter, das Tante Rosamund alles weitererzählte, was ich heimlich anstellte – ihr, meinen Eltern und Mr. Carpenter. Ein griesgrämiger ernster Mann, der immer nur finster dreinsah und nicht lächeln konnte. Humor war ihm ein Fremdwort gewesen.

Ich hatte gestern dennoch dieses Bett zum Schlafen gewählt – mein Zimmer von jeher, wenn wir zu Besuch gewesen waren, wenn ich mit meinen Eltern den Sommer hier verbracht hatte.

Das Sonnenlicht war heute anders als gestern. Es fiel nicht zögernd, sondern klar durch die Ritzen der dunkelroten Vorhänge mit den selt-samen Schnörkeln und Blumen darauf. Fast war es, als wäre der Früh-ling in nur einer Nacht mutiger geworden.

Ich schlug die Decke zur Seite, erhob mich und trat ans Fenster. Lang-sam schob ich den dicken Stoff weg. Er war rau wie in meiner Erinne-rung und eine Spur staubig wie alles zurzeit im Haus.

Draußen lag das Grundstück in einem hellen, kühlen Glanz. Die Schatten hatten sich weiter zurückgezogen, auch wenn sie unter der Hecke, am Rand der Gebäude und in einer Mulde neben dem alten Steinbrunnen, den ich von hier aus sehen konnte, noch vorhanden wa-ren. Der Schnee hielt sich dort nach wie vor in dünnen, schmutzig-wei-ßen Inseln, als hätte der Winter beschlossen, wenigstens irgendwo blei-ben zu dürfen. Trotzdem erkannte ich zwischen all dem braunen Gras und den feuchten vermoderten Blättern kleine grüne Spitzen, die frech in den Himmel sprossen. Als wäre das Leben nicht bereit, auf den offi-ziellen Frühlingsbeginn zu warten.

Ich öffnete das Fenster, und kalte Luft drang herein – und mit ihr lei-ses Vogelgezwitscher. Nicht viel, aber ein klarer Ruf, der sich wiederhol-te. Dann ertönte ein anderer, als wäre er die Antwort auf den ersten.

Ich hielt die Luft an, die Hand noch am Rahmen, und lauschte fas-ziniert, bis mir bewusst wurde, dass ich lächelte.

Du bist wegen des Hauses hier, um die Sache hinter dich zu bringen, sagte ich mir stumm, aber der Satz hatte nicht die benötigte Wirkung.

Ich zog mich an, noch immer grinsend, und ging die Treppe hinunter. Jeder Schritt knarrte unter meinen Füßen, und ich versuchte, ganz automatisch leise zu sein, obwohl niemand da war, den ich hätte wecken oder stören können. Aber ich hatte das Gefühl, ich musste mich entschuldigen, weil ich zu viel Raum einnahm und zu laut war – so wie früher. Jeder Erwachsene auf dem Anwesen hatte mir immer zu verstehen gegeben, dass ich störte, dass ich nicht erwünscht war – ein Gefühl, das ich noch immer mit mir herumschleppte.

In der Küche war es heller als gestern oder in meiner Erinnerung. Vielleicht hatte ich sie als Kind dunkler erlebt, weil ich kleiner gewesen war. Vielleicht war es einfach die Art, wie das Morgenlicht auf alte Fliesen fiel.

Ich stellte Wasser auf. Der Herd war alt, aber funktionierte hoffentlich. Zumindest war gestern das Licht gegangen. Heute hoffte ich auf den Rest. Den Holzofen daneben konnte ich sicher nicht befeuern.

Ich suchte nach löslichem Kaffee und fand in einem Schrank eine Dose. Sie war leer. Natürlich.

Ich lachte leise, mehr über mich als über die Dose. In meiner Dachgeschosswohnung in der Stadt hatte ich immer Kaffee zu Hause. Es war etwas, worüber ich nicht nachdenken musste. Ich hatte eine Haushaltshilfe, und sie erledigte sämtliche Einkäufe für mich.

Hier gab es keine Haushaltshilfe, nicht mehr, und Kaffee war etwas, das ich selbst organisieren musste.

Ich war erst einen Morgen hier, aber schon überfordert. Nicht grundsätzlich – ich wusste, wie man einkaufte –, aber an solch simple Alltags-tätigkeiten hatte ich nicht gedacht. Vermutlich, weil das Haus früher genug Personal gehabt und Mr. Carpenter sich um alles gekümmert hatte. Nachdem ich sein Angebot aber abgelehnt hatte, hatte er anscheinend sämtliche Angestellten nach Hause geschickt und auch selbst keinen Handgriff mehr getätigt.

Ich ging zum Fenster und blickte hinaus. Der Garten wirkte im Morgenlicht der blassen Frühlingssonne freundlich, fast wie jemand, der zwar vom Schlaf noch zerzaust, aber trotzdem schön war. An einer Stelle, nahe der Steinmauer, die den Vorplatz der Verwaltung von den veredelten Kirschbäumen trennte, leuchteten Schneeglöckchen. Ich erkannte sie,

weil Tante Rosamund sie geliebt und jedem gezeigt hatte, der sie im Frühling besuchte. *Sie sind nicht beeindruckt von der Kälte oder dem Winter*, hatte sie immer geschwärmt. *Sie machen einfach und begrüßen den nahenden Frühling. Der Frühling ist nicht mehr fern, wenn die ersten Schneeglöckchen blühen.*

Ich blieb eine Weile am Fenster stehen, bis das Wasser anfang zu kochen. Dann suchte ich in den Schränken nach einer Tasse und goss mir ein. Lächelnd hielt ich mir den alten Kaffeebecher mit der Aufschrift *Glücklich ist, wer Glück verteilt* an die Nase. Das dampfende Wasser roch nicht nach Kaffee, sondern nach nichts. Natürlich. Es gab auch keinen Tee im Haus. Ich war zwar mit zwei Taschen angereist, aber an Lebensmittel hatte ich nicht gedacht. Ich wollte auch nicht lange bleiben.

Du richtest dich nicht ein, wiederholte ich innerlich, als wäre es ein Schwur. Als hätte ich unbewusst vor, das Haus zu behalten und hierzu bleiben. Stumm schaltete ich den Herd aus.

Mein Blick schweifte durch die Küche. Ich hatte gestern sämtliche Tücher und Laken von den Möbeln im Haus entfernt. Nicht alles war zugedeckt gewesen – es war, als hätte jemand in der Eile nur die notwendigsten Möbelstücke verhüllt.

Ich blickte auf die graue Küchenzeile. Es waren dieselben Schränke wie früher. Rustikale Möbel, hohe Kästen und der riesige Holztisch in der Mitte des Raumes, auf dem so viele Köstlichkeiten zubereitet worden waren. Selbst der Herd war noch immer derselbe. Das erkannte ich, weil eines der Drehräder durch ein anderes ersetzt worden war. Das Original war meiner Experimentierfreudigkeit zum Opfer gefallen. Ich hatte es in einem Anflug genialer Ideen, die immer im Chaos endeten, mit einem Hammer abgeschlagen.

Ich trank einen Schluck warmes Wasser, verzog das Gesicht und stellte die Tasse ab.

Auf der mächtigen Kücheninsel lag der Umschlag, den Leonard mir gestern gebracht hatte. Ich hatte ihn geöffnet, ja – aber ich hatte den Inhalt nicht wirklich gelesen. Ich hatte ihn mehr überflogen, als wäre es besser, die Worte zu ignorieren.

Ich seufzte und griff danach. Es half nichts, auch wenn ich die Angelegenheit vor mir herschob. Ich zog die einzelnen Blätter heraus und

besah sie nachdenklich. Die Handschrift war nicht die meiner Tante. Sie war gerade, sachlich und ein wenig streng. Mr. Carpenters Gekritzel. Ich kannte ihn aus Kindheitstagen nur als eine Art Konstante: jemand, der da war, der Dinge reparierte, der wusste, wo was hingehörte und MacForrest eisern verwaltete. Vormittags hatte er sich immer für wenige Stunden in sein Büro im Nachbargebäude zurückgezogen, wo er kerzengerade an einem riesigen Sekretär saß, um alle Formalitäten und Schriftdokumente, die für die Verwaltung des Anwesens vonnöten waren, zu erledigen. Nachmittags war er oft draußen auf den Feldern gewesen, bei den Kirschplantagen oder in der Destillerie, um die Arbeiter und Angestellten zu kontrollieren. Um *mich* zu kontrollieren, wenn ich heimlich umherzog.

Damals hatte ich nicht verstanden, dass Menschen wie er unumgänglich für ein Anwesen wie MacForrest sind. Heute weiß ich, Tante Rosamund konnte das alles hier nicht allein verwalten – viele Entscheidungen hatte vermutlich Mr. Carpenter getroffen. Immer zum Wohle des Anwesens, nie für die Familie oder der Freude wegen. Es war deshalb logisch, dass er das Anwesen mit allem, was dazu gehörte, erwerben wollte.

Ich begann die Papiere zu lesen. Es waren keine langen Sätze, eher Stichpunkte, als hätte er sich Mühe gegeben, nicht zu viel Gefühl in die Zeilen zu legen. Stromkasten hier, Wasserhahn dort. Eine Warnung, dass die Dachrinne an der Westseite bei starkem Regen überlief. Eine Notiz über die Heizung und die Leitungen, die alt waren – und dann, weiter unten, der Satz, der mir den Magen zusammenzog: *Haus steht unter Denkmalschutz. Veränderungen nur mit Genehmigung. Abriss ausgeschlossen.* Darunter ein Kontakt beim zuständigen Amt, eine Telefonnummer und ein Name, der mir nichts sagte. Und ganz unten, fast wie ein Nachsatz, der eigentlich keiner war: *Miss Rosamund wollte, dass alles so bleibt, wie es ist.*

Ich starrte auf die Unterlagen. Der Satz war so schlicht, dass er wie eine höfliche Grußformel klang. In Wirklichkeit war es ein unterdrückter Befehl. Keine *Bitte*. Kein *Wenn möglich*, kein Raum für Ausnahmen.

Ich hatte sein Angebot abgelehnt, womit er mich jetzt mit den ersten Schikanen konfrontierte. Er versuchte, den Preis zu drücken – und mir zu zeigen, welcher Aufwand auf mich zukäme, wenn ich bliebe.

Ich legte die Seiten zurück auf den Tisch, als könnte ich sie so aus meinen Gedanken vertreiben.

»Das ist absurd«, sagte ich laut. Meine Stimme klang in der Küche fremd. Ich wollte MacForrest Castle nicht – es war viel zu groß. Ich war nur gekommen, um es mir noch einmal anzusehen, um zu kontrollieren, ob mich meine Erinnerungen täuschten oder es tatsächlich so wunderbar war.

Ich ging hinaus in den Flur, zog meine Jacke an und schlüpfte in die Schuhe. Wenn ich schon keinen Kaffee hatte, dann wollte ich mich wenigstens umsehen. Ich musste mich orientieren – und mir beweisen, dass ich nicht festhing.

Mit Sicherheit gab es irgendein Schlupfloch. Wenn all die Dinge, die Mr. Carpenter in seiner Auflistung genannt hatte, stimmten, dann gehörte das Anwesen dringend restauriert. Leider war eine Restaurierung aber nur unter Einhaltung der Denkmalschutzvorgaben möglich, was so viel bedeutete wie: Ich durfte nichts ohne Genehmigung verändern, stattdessen würde MacForrest Castle eine Menge Geld schlucken.

Vielleicht rollte mir Mr. Carpenter auch nur sämtliche Steine in den Weg, damit ich so schnell wie möglich kapitulierte und ihm MacForrest freiwillig aushändigte.

Hatte er überhaupt das nötige Kleingeld für das riesige Gut? Oder wollte er billig kaufen, um MacForrest dann höchstmöglich zu verscherbeln? Das Anwesen besaß seine eigene Destillerie – Liköre, Schnäpse und Edelbrände, MacForrests Spirituosen Group. Hatte er es darauf abgesehen?

Ich wusste es nicht.

Draußen war die Luft kühl, aber klar, genau das, was ich in meinem unruhigen Zustand benötigte. Der Himmel strahlte in diesem blassen Blau, das nach einem Frühling wirkte, der sich redlich Mühe gab, um endlich zu bleiben. Ich ging den Weg hinunter, hielt aber nach ein paar Metern an, weil mir ein Holzpfeiler auffiel, den ich gestern nicht bemerkt hatte. Am Rand des Gartens, halb im Schatten eines kahlen, alten Haselnussstrauches, stand er, verwittert und mit einer Messingplatte darauf. Ich ging näher, wischte mit dem Daumen darüber und erkannte Buchstaben unter dem Schmutz. Ein Name, ein Datum – und

darunter eine offizielle Kennzeichnung. Ich verstand nicht alles, aber ich wusste: Es war kein gewöhnlicher Pfosten. Es war ein Zeichen, dass dieses Stück Land registriert, eingetragen und geschützt war. Nicht nur das Haus, auch Teile des Grundstücks.

Mir wurde kalt, obwohl die Sonne schien. Hastig wandte ich mich ab und marschierte um MacForrest Castle herum. Nicht den direkten Weg, sondern einmal um das Haus, vorbei an der Destillerie, der Verwaltung und dem Nebengebäude, das ich als Kind riesig gefunden hatte und jetzt eher traurig wirkte – ein Gebäude, das auf seinen Zweck wartete. Hinter den Bauwerken begannen der Garten und die Wiese. Dahinter lag ein Streifen mit Kirschbäumen, und der Pfad, den ich gestern durchs Fenster gesehen hatte. Er war schmal, aber breit genug, dass man mit Schubkarren entlang zu den Plantagen fahren konnte.

Ich spazierte ein Stück den Weg entlang, vorbei an den vielen Kirschbäumen bis zum Waldrand. Der Boden war weich, bedeckt mit Laub, und es roch intensiv nach feuchter Erde, Harz und Moos. Ein Vogel flatterte auf, als hätte ich ihn überrascht. Ich blieb stehen, damit er sich beruhigen konnte, und sog den Atem tief ein.

Das gehört also auch dazu, dachte ich. *Das komplette Umland*. Ich hatte bei dem Erbe an das Castle und die Destillerie gedacht. An Wände, ein Dach, vielleicht an den Garten und die vielen Kirschbäume. Ich hatte nicht an den Wald, die vielen Wege und die weiten Wiesen gedacht – nicht an den See. Meine Güte, den See im MacForrest-Tal hatte ich ganz vergessen.

Deshalb hatte ich die Sommer bei Tante Rosamund geliebt, auch wenn es mit den Erwachsenen immer anstrengend gewesen war. Aber es hatte keine Grenzen gegeben, nirgendwo Zäune oder Mauern, weil dahinter die Hauptstraße verlief. Ich konnte den ganzen Tag quer über die Wiesen toben, ohne aufgehalten zu werden.

Ich hatte ganz vergessen, wie schön es hier war – und wie frei man sich fühlte.

»Conrad.«

Die Stimme kam von hinten, und sie war ruhig genug, dass ich nicht zusammenzuckte. Mein Körper spannte sich trotzdem an. Langsam drehte ich mich um.

Leonard stand ein paar Meter entfernt von mir, dort, wo der Pfad sich aufgabelte. Ein Weg führte in den Wald, der andere verlief am Rand entlang Richtung Hügel. Dahinter versteckte sich, in einem herrlich grünen Tal – wenn es Sommer war –, der See. Als Kind war ich oft heimlich ausgebüxt und dorthin gelaufen. Es gab dort Plätze, die von außen nicht einsehbar waren. Meine Eltern und Tante Rosamund hatten mich oft Stunden nicht gefunden. Auch Mr. Carpenter nicht, der mir jedes Mal mit einer Tracht Prügel gedroht hatte, wenn ich mich nicht sofort zeigte.

Ich schüttelte die Erinnerung ab und widmete mich Leonard. Er trug eine Jacke, die nach Arbeit aussah, und hielt eine Mütze in der Hand. Im Morgenlicht wirkte er ... anders als gestern. Nicht unfreundlicher, aber auch nicht wirklich glücklich darüber, mich hier anzutreffen. Seine Haare waren kurz geschnitten, und dennoch erkannte man, dass es gewellt war. Früher hatte er es lang getragen und oftmals im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden. Er hatte mich immer an einen Surferboy erinnert, braun gebrannt, groß und breitschultrig – mit sonnengebleichten gelockten Haaren und einem Grübchen an der linken Wange, wenn er lächelte. *Wenn* er lächelte. Er war so ernst wie sein Vater – und ungeduldig.

»Du gehst in den Wald«, riss er mich aus den Gedanken. Es war keine Frage.

»Ich...« Ich sah mich um, als hätte ich etwas Verbotenes getan. Ich fühlte mich wieder wie ein kleines Kind, als mich ständig jemand zu rechtgewiesen hatte, weil ich nicht ruhig sitzen konnte und lieber unterwegs sein wollte. »Ich gehe nur ein wenig spazieren und sehe mir alles an.«

»Den Wald. Da sind ... Bäume.« Er sprach die Worte aus, als würde er an meinem Verstand zweifeln. Eine seiner geraden Brauen wanderte nach oben.

Ich schnaubte. »Ja, danke.« Als Stadtmensch wusste man natürlich nicht, dass ein Wald aus Bäumen bestand.

Sein Mundwinkel zuckte minimal. Es war kein richtiges Lächeln, aber es war ein Zeichen, dass er nicht ganz verlernt hatte, zu lachen. So wie sein Vater. Bei Mr. Carpenter war der Zug vor Jahren abgefahren.

»Du solltest nicht zu weit gehen«, sagte er schließlich. »Der Boden ist hier und da noch nass, und es gibt Stellen, wo der Weg ... verschwindet, wenn man ihn nicht kennt.«

»Ich verlaufe mich schon nicht«, gab ich trotzig zurück. Ich war zwar nicht in MacForrest aufgewachsen wie er, aber dennoch kannte ich das Land besser, als er dachte. Weder meine Eltern noch sonst ein Erwachsener hatten sich um mich gekümmert, wenn wir hier waren. Ich war den ganzen Tag alleine gewesen. Ich kannte die Wälder und Wiesen genauer, als Leonard ahnte.

»Na ja, wenn ich da an früher denke ...«, gab er ernst zurück.

Ich presste die Lippen aufeinander. Das war nicht fair. Ich hatte mich nur ein Mal verlaufen, und es war nachts gewesen – und ich war vier Jahre alt. Mein Vater hatte mich in der Nähe eines Baches vergessen, und ich war durch meine Suche nach ihm immer tiefer in den Wald geraten.

Der Kommentar traf mich, vermutlich war das auch sein Ziel gewesen. Ich war unerwünscht – so wie immer.

»Ich bin nur ein bisschen spazieren gegangen«, erklärte ich abermals, bemüht neutral. »Was machst du hier?«

Leonard sah zum Haus zurück, als würde er prüfen, ob es noch stand oder ich es schon in die Luft gesprengt hatte. »Mein Vater hat mich geschickt«, antwortete er und blickte mich wieder an. Seine braunen Augen glänzten dunkel in der Frühlingssonne. Er hatte schöne Augen, hatte er immer gehabt, das musste ich zugeben. »Er wollte wissen, ob alles ... in Ordnung ist.«

»In Ordnung«, wiederholte ich. »Ich bin angekommen. Das Haus ist nicht explodiert.«

»Noch nicht«, schob er hinterher.

Ich starrte ihn an. Seine Mundwinkel zuckten erneut.

Da war es wieder, dieses Fast-Lächeln. Kurz und kontrolliert, aber vorhanden.

»Du hast den Inhalt des Umschlags gelesen?«, fragte er übergangslos, noch ehe ich etwas auf seine Stichelei antworten konnte.

»Ja.« Ich murrte leise. »Ich frage mich ja, warum niemand zuvor mir so ... deutlich gesagt hat, dass MacForrest unter Denkmalschutz steht.«

»Der Notar hat es mit Sicherheit erwähnt«, meinte Leonard kühl.

»Ja, schon, aber...« Ich brach ab. *Aber da klang es wie ein Nebensatz, wäre die richtige Antwort gewesen. Wie eine Fußnote zu meinem Leben.* Stattdessen atmete ich aus und meinte: »Es fühlt sich an, als hätte Tante Rosamund mir nicht nur das Anwesen vererbt, sondern eine ... Aufgabe. Eine Verpflichtung, der ich nachzukommen habe.«

Leonard musterte mich, und in seinem Blick lag etwas, das ich nicht deuten konnte. Es war nichts Triumphierendes, nichts Feindseliges, es war eher ... ernst. »Es ist eine Verpflichtung«, sagte er dann.

»Ja? Und das findest du ... normal?«

»Na ja«, er zuckte mit den Schultern. »Hier ist es normal. Man übernimmt Dinge. Land, Häuser. Versprechen und Verpflichtungen.«

»Und wenn man das nicht will?«

Leonard schwieg kurz, dann antwortete er: »Dann wirds schwierig.«

Es war keine Drohung, es war eine Feststellung – und genau das machte es unangenehm.

Ich steckte die Hände in die Jackentasche und zog die Schultern hoch. Ich wollte nicht mit ihm diskutieren. Ich würde mit seinem Vater noch ausreichend genug sprechen müssen. »Dein Vater kommt später?«, wechselte ich deshalb das Thema.

Er nickte. »Er will dir erklären, was du wissen musst.«

»Was ich wissen muss.« Ich hörte, wie sich meine Stimme verschärfte, obwohl ich das nicht wollte. »Leonard, ich bin nicht hier, um ... ich weiß nicht ... jemandem etwas wegzunehmen. Ich habe ein Leben in der Stadt. Einen Job. Freunde. Ich...«

»Ich weiß«, unterbrach er mich.

Irritiert blickte ich ihn an. »Woher?«

Er zuckte erneut mit den Schultern. »Du siehst so aus.«

Provozierte er mich bewusst? Oder war das die Vorstufe zum tatsächlichen Kampf, den wir führen würden? Nach dem Motto: Überlässt du uns nicht MacForrest, machen wir dir das Leben schwer?

»Wie sehe ich denn aus?«, stieg ich auf seinen Kommentar ein.

Leonard musterte mich erneut, und ich hatte das unangenehme Gefühl, er würde mehr sehen, als ich zulassen wollte. »Na ja, wie jemand, der alles unter Kontrolle hat«, sprach er nachdenklich. »Oder es zumindest versucht.«

Ich hätte gern gelacht, aber es blieb mir im Hals stecken. »Und du?«, fragte ich, mehr aus Trotz als aus Interesse. »Wie sieht es bei dir aus?«

»Wie immer«, gab er ruhig zurück.

»Das ist keine Antwort.«

Er schaute weg und überlegte. »Ich bin jemand, der hierher gehört«, sprach er leise. »Das war immer so.« Er sah zu mir. »So ähnlich wie bei dir, nur umgekehrt. Du gehörtest nie hierher.«

Das traf – nicht wie ein Schlag, eher wie ein unerwarteter Druck auf eine Stelle, die empfindlich war. Er provozierte mich eindeutig.

Ich atmete tief ein, um nicht die Kontrolle zu verlieren. »Ich war ein Kind«, rechtfertigte ich mich.

»Ja, ich auch.« Seine Stimme klang unerwartet weich. »Nur ein anderes.«

Der Wind bewegte die Zweige über uns, und ein Vogel klopfte irgendwo an einem Baumstamm, rhythmisch, als wäre es genau durchdacht und geplant.

Stumm schlug ich auf mich ein. Ich hätte meine Anwesenheit vor Ort besser planen sollen. Ich war mir nicht sicher, ob ich Mr. Carpenter und Leonard gewachsen war. Sie hatten mir den Krieg erklärt, obwohl ich nicht kämpfen wollte. MacForrest war ein Paradies, ich wollte nichts ändern – es sollte nur wieder instand gesetzt werden.

Du musst nicht verkaufen, schoss es mir durch den Kopf. *Du könntest es nach der Renovierung verpachten – und im Sommer, wenn du Urlaub hast, könntest du herkommen.*

Seit ich hier war, fühlte ich mich ausgeglichener. Keine lästigen Mails, die beantwortet werden mussten, keine Verpflichtungen oder Entscheidungen, die über riesige Geldsummen bestimmten.

»Warum bist du gekommen?«, fragte Leonard unerwartet, als hätte ich meine Gedanken laut ausgesprochen.

Die Frage war zu direkt, um sie mit einer Floskel zu beantworten. Ich hätte sagen können: *Na, wegen des Papierkrams, wegen der Pflicht, alles zu regeln. Wegen Tante Rosamund.* Jedes Wort wäre die Wahrheit gewesen – und trotzdem war das nicht alles. Im Grunde ging es ihn nichts an. Ich brauchte mich nicht zu rechtfertigen. MacForrest gehörte mir, es war mein Eigentum.

»Was denkst du denn, warum ich hier bin?« Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte seine Anschuldigungen satt. »Vielleicht kannst du dir das nicht vorstellen, aber ich mochte das Haus. Ich mochte die Wiesen und Felder – und ich liebte den See.« Ich senkte den Blick und fixierte den Boden. Modriges Blattwerk, alles Braun in Braun. »Als Kind. Es war...« Ich suchte nach dem rechten Wort, das nicht pathetisch klingen würde. »Es war anders hier. Anders als alles, was ich kannte.« Ich sah zu ihm hoch und schnappte nach Luft. So ehrlich wollte ich nicht sein. Ehrlichkeit machte einen angreifbar, und ich wollte Leonard keine weitere Fläche bieten. Er kannte genug ehemalige Wunden, in denen er stochern konnte.

»Okay ...«, sprach er sichtlich irritiert ob so viel Offenheit. »Und was bedeutet das jetzt?«

»Nichts – für dich bedeutet es nichts«, gab ich eine Spur beleidigt zurück. Alles fühlte sich falsch an. Das Erbe, mein Besuch, dieses Gespräch. Er hatte recht. Ich gehörte nicht hierher. »Es bedeutet im Grunde gar nichts.«

»Und warum hältst du dich dann daran fest?«

Wieder der unterdrückte Vorwurf, dass ich nicht verkaufen wollte. »Der Denkmalschutz hält mich fest«, wich ich aus.

Leonard hob eine Augenbraue an. »Der Denkmalschutz hält nur das Castle fest – und die Ländereien.«

»Er fesselt mich«, gab ich gereizt und viel zu ehrlich zurück. Ich fragte mich, ob sie gehofft hatten, dass Tante Rosamund sie im Testament berücksichtigte. Anders, als sie es festgesetzt hatte.

Leonard legte die Stirn in Falten, schwieg aber. Ich war froh darüber. Er hatte irgendwie ja auch recht. Nicht der Denkmalschutz fesselte mich, sondern die Erwartungen, die alle an mich hatten. Ich musste Entscheidungen treffen, von denen ich keine Ahnung hatte, Entscheidungen, die mich nicht allein betrafen. Vielleicht sollte ich kapitulieren und nachgeben. Mr. Carpenter würde immer Wege finden, mir das Leben schwer zu machen. Sein Brief an mich war Beweis genug. Letztendlich war es wie früher. Regeln, Gesetze, Verpflichtungen. Nur, dass im Moment niemand rief: *Conrad fass nichts an, Conrad mach nichts kaputt, Conrad sei brav*. Womöglich kam dieser Abschnitt noch.

»Komm«, riss Leonard mich erneut aus den Gedanken.

»Wohin?« Verblüfft sah ich ihn an.

»Ich zeige dir was«, sagte er, als wäre es selbstverständlich. »Wenn du schon hier bist, solltest du wenigstens wissen, wovon du redest, wenn du dich *gefesselt* fühlst.«

Ich wollte ablehnen. Ein Reflex, und vermutlich typisch Stadtmensch. Keine Zeit, kein Plan, kein Grund, einem Mann zu folgen, der mich früher immer als verwöhntes Stadtkind beschimpft hatte. Aber ich sagte nichts. Vielleicht, weil ich neugierig war, was er mir zeigen wollte. Vielleicht, weil ich tief in mir wusste, dass nicht MacForrest mich fesselte oder Mr. Carpenter, sondern ich mir selbst Ketten anlegte. Ein Teil von mir wollte bleiben und auf MacForrest leben.

Leonard ging los, ohne zu prüfen, ob ich ihm folgte.

Wir marschierten zurück zum Nebengebäude, gingen daran vorbei, und er führte mich zu einem Bereich, wo der Boden ein wenig abgesackt war.

»Da ist eine alte Leitung darunter«, erklärte er. »Wenn du da mit dem Auto drüberfährst, dann...«

»Bricht sie?«, unterbrach ich ihn. Hielt er mich für dumm?

»Ja, irgendwann«, bestätigte er.

Ich seufzte genervt. »Natürlich tut sie das.«

Er sah mich an, als wäre es nicht natürlich, das zu verstehen – außer für ihn. »Es ist kein neues Haus«, schob er hinterher.

»Ja, ich weiß.«

Er legte die Stirn in Falten, bevor er sich wieder in Bewegung setzte und mit mir über die Wiese hinter dem Haus latschte. Sie war noch nicht wirklich grün, aber sie war voller Frühlingsspuren: kleine Pfade von Tieren, Stellen, wo die Erde aufgeweicht war.

Leonard blieb immer wieder stehen, als würde er extra langsam machen, damit ich ihm folgen konnte. Als würde ich über den unebenen Boden stolpern.

»Da«, sagte er irgendwann und deutete auf einen Baum in der Ferne – am Rand der riesigen Wiese. »Das ist die Grenze. Von da an gehört das Land nicht mehr zu MacForrest.«

Ich starrte ihn an. »Woher weißt du das so genau?« Auf der anderen

Seite der Wiese schlängelte sich der Pfad am Waldrand entlang Richtung See.

»Weil ich hier lebe, weil ich das Grundstück tausendmal abgegangen bin«, antwortete er.

Ich schwieg. In meinem Kopf tauchten Bilder von früher auf: ich als Kind, wie ich herumrannte, ohne zu wissen, wo die Grenzen waren. Leonard als Teenager, der wahrscheinlich genau wusste, wo ich nicht hinsollte – und mich trotzdem nicht eingefangen hatte. Vermutlich dachte er, dass ich so schneller in Schwierigkeiten geriet und meine Eltern früher mit mir abfuhren.

»Und das?«, fragte ich und zeigte auf einen Streifen mit Kirschbäumen. Die Kirschbäume gehörten mit Sicherheit zum Anwesen, aber was war mit dem Grund? Hatte Tante Rosamund Land gepachtet?

Ich hatte keine Ahnung. All die Unterlagen des Notars lagen hübsch verpackt in einem Ordner. Ich hatte mir noch keine Gedanken darüber gemacht. Ich wusste nicht einmal, was ich an Unterlagen hatte.

Leonard trat näher. »Die gehören zu MacForrest. Die meisten Kirschbäume tragen im Sommer und im Herbst – wenn du dich um sie kümmerst.«

Ich lachte gequält. Der nächste Seitenhieb. Er zeigte mir das Land demnach nicht, weil er mir ein Friedensangebot machen wollte.

»Ja, die kleinen Scheißerchen«, kam es mir über die Lippen, ehe ich nachdenken konnte. »Ich kann nicht mal in Ruhe Kaffee kaufen gehen, ohne daran zu denken, was alles zu erledigen ist.« Es klang mitleidvoller als beabsichtigt. Warum sagte ich ihm so etwas? Warum war ich ihm gegenüber so offen, als wären wir alte Freunde? Gab ich ihm damit nicht einen weiteren Grund, sich mit mir zu bekriegen?

»Kaffee gibts im Ort«, antwortete Leonard, »und die vielen *Scheißerchen*, wie du sie nennst, bilden die Haupteinnahmequelle des Anwesens. Wenn du dich nicht um sie kümmerst, wird hier bald alles ... unbezahlbar sein.«

»Das weiß ich«, gab ich gereizt zurück. Ich fühlte mich wie der kleine Junge von früher, der ständig belehrt wurde. Es hatte sich nichts geändert, Leonard behandelte mich nach wie vor von oben herab und sah in mir einen verwöhnten kleinen Bengel.

»Es klang aber nicht so«, meinte er ernst.

Ich warf ihm einen Blick zu. Er reagierte nicht, aber seine Mundwinkel zuckten erneut. Es war verwirrend, wie wenig er brauchte, um sich zu amüsieren – und wie selten er es tat.

Wir gingen weiter. Leonard führte mich an den Rand des Waldes zurück, diesmal auf einem anderen Weg als vorhin. »Hier gehts rein«, sagte er. »Und hier...« Er deutete auf einen schmalen Pfad, der kaum sichtbar war. »... kommst du zum Bach. Der gehört nicht zu MacForrest, aber ... du hast Nutzungsrechte. Deine Tante hat das arrangiert.«

»Nutzungsrechte«, wiederholte ich und erinnerte mich an meinen Vater. Vermutlich war das der Bach aus meinen Erinnerungen. »Ich bin offiziell also auch Bachbenutzer.« Keine Ahnung, warum ich das laut sagte. Wahrscheinlich war ich müde.

Leonard lachte. Wirklich. Kurz, aber echt genug, sodass ich schmunzelte, ohne es zu wollen.

»Sieh an, du kannst lachen. Selten aber doch«, scherzte ich, ohne nachzudenken, dass ich viel zu vertraut mit ihm umging.

»Ja, selten«, brummte er und sah irritiert zur Seite.

»Warum?«

Er runzelte die Stirn und musterte mich – zu lange, wie ich fand. Als würde er etwas prüfen. »Es gibt nicht so viel zu lachen in meinem Leben.« Er starrte für Sekunden zu Boden, dann meinte er leise: »Du hast dich verändert. Du bist nicht mehr so laut wie früher.«

Das war nicht meine Frage gewesen, aber es waren immerhin die ersten netten Worte, die mich nicht provozierten – und sie taten gut. Er sah mich nicht nur als Plage.

Wir marschierten zum Bach. Das Wasser war klar, schnell und vermutlich eiskalt. Am Ufer lagen noch dünne Eisreste und hin und wieder Schnee. Vor allem dort, wo die Sonne nicht hinkam und das dichte Dach von Ästen nicht durchbrechen konnte. Über uns sangen Vögel, und irgendwo klopfte ein Specht.

Ich ging in die Hocke und steckte meine Finger in das Wasser. Es fühlte sich kalt an, als würden Tausende von Nadeln in meine Hand stechen. Dennoch tauchte ich sie tiefer ein. Der Bach hatte als Kind etwas Magisches gehabt – sah man davon ab, dass mein Vater mich hier verges-

sen hatte. Im Spätsommer, wenn die Nächte kühler wurden, legte sich Nebel um das Ufer, und ich hatte mir immer vorgestellt, dass das der Eingang zum Elfenreich sein musste. Heute hatte der Bach seinen Zauber verloren, er war schön, das musste genügen.

»Ich habe nicht gewusst, dass das alles dazugehört. Dafür dachte ich, dass der See Tante Rosamund gehört«, sagte ich gedämpft, ohne zu Leonard aufzublicken.

»Woher auch? Du hast nie danach gefragt.« Es klang ehrlich, auch wenn der Satz schon wieder etwas provokativ war. »Und der See gehört zu MacForrest.«

»Ja?« Ich linste zu ihm hoch, dann starrte ich zurück auf das sprudelnde Wasser vor mir. »Wen hätte ich denn fragen sollen?« Ich zuckte mit den Schultern.

Leonard ging neben mir in die Knie und fischte einen modrigen Ast aus dem Bach, der eben herangespült wurde. »Meinen Vater, zum Beispiel.«

»Deinen Vater«, wiederholte ich, und plötzlich war da wieder diese Enge. Als würde alleine die Erwähnung von Mr. Carpenter mich nervös machen. »Dann eher dich«, rutschte es mir heraus.

Leonard sah zu mir und hob eine Augenbraue. »Mich?« Es klang, als wäre das neu.

Ich nickte, erhob mich und beobachtete weiterhin den Wasserlauf. Zu Hause, in der Stadt, wäre ich jetzt geflüchtet und hätte mich in Arbeit gestürzt. Bloß nicht nachdenken, was ich gesagt hatte. Bilanzen prüfen, Telefonate führen, die To-do-Liste abarbeiten. Aber das ging nicht, außerdem war es anders. Ich blieb trotz meiner offenen Worte relativ ruhig. »Warum stellt ihr euch quer? Warum ... darf ich nichts verändern, ohne einen Berg von Bürokratiehürden auf mich nehmen zu müssen?«, fragte ich ohne Umschweife, weil ich die Gelassenheit zwischen uns nutzen wollte. Ich wollte nicht streiten, ich wollte auch keinen Kleinkrieg mit Mr. Carpenter führen. Vor wenigen Wochen hatte ich nicht einmal im Entferntesten an MacForrest gedacht.

Leonard antwortete nicht sofort. Er nahm einen Stein vom Ufer, warf ihn ins Wasser und wartete kurz. Dann antwortete er: »Niemand stellt sich quer. Wir ... ich ... Das Castle gehört einfach dazu.«

»Zu was?«, bohrte ich nach.

Er zuckte mit den Schultern, genauso wie ich eben, als wäre die Antwort offensichtlich. »Zu hier. Zur Geschichte. Zu...« Er brach ab, als würde er das Wort nicht aussprechen wollen, und erhob sich vom Boden.

»Zu dir und deiner Vergangenheit? Zu deinem Leben?«, vervollständigte ich seinen Satz.

Er sah mich an. Einzelne Sonnenstrahlen fielen durch das Geäst, und seine Augen wirkten unerwartet heller. Bernsteinfarben. »Auch«, gestand er leise.

Ich spürte einen kurzen Stich von Schuld, ohne dass ich genau wusste, wofür. Vielleicht dafür, dass ich MacForrest als Problem sah. Dass ich dachte, Leonard und sein Vater wollten mir etwas wegnehmen, obwohl ich noch nicht einmal genau verstanden hatte, was ich alles hatte.

»Ich will es nicht abreißen«, sagte ich, und meine Stimme klang entschlossener, als ich mich fühlte. »Ich will nur...« Ich suchte nach Worten. »Ich will nicht, dass man mir vorschreibt, was ich damit machen darf.«

Leonard nickte langsam. »Das tut niemand. Nicht so.«

»Na, der Denkmalschutz tut genau das. Dein Vater hat mich in seinem Brief eindeutig darauf hingewiesen.«

»Der Denkmalschutz schützt«, entgegnete Leonard.

»Vor mir?« Ich nahm die Hände hoch und suchte nach weiteren Worten, aber mir fiel nichts ein.

Er sah mich an, als wäre ich ein trotziges Kind, das sich gegen jede Vernunft sträubt. »Vor jeder schnellen Entscheidung«, meinte er schließlich. »Vor Leuten, die kommen, alles glattbügeln und zerstören wollen. Vor...« Er hielt inne. »Vor dem Vergessen.«

Das Wort blieb in der Luft hängen, und ich wusste unerwartet, dass es nicht nur um das Castle und das Land an sich ging. Es ging um Tante Rosamund, um die Menschen, die hier arbeiteten und die nach Tante Rosamunds Tod die Arbeit niedergelegt hatten. Um Dinge, die verschwanden, wenn niemand sich um sie kümmerte – und vielleicht ging es auch um Leonard, der hier lebte, der immer hier gelebt hatte, während ich weggegangen war, ohne je eine andere Möglichkeit zu haben.

»Ich habe nicht vor, alles *glattzubügeln*«, murkte ich. Warum ließ ich mich in die Enge treiben? Ich war der rechtmäßige Erbe von MacForrest – und dennoch bestimmten andere über mein Handeln.

Sei ruhig und benimm dich! Die Worte meiner Mutter hallten in meinen Ohren wider. Würde es ewig so weitergehen? War MacForrest Castle mit der Strenge und Überlegenheit meiner Eltern verbunden?

»Ich weiß nicht«, fiel Leonard in meine Gedanken und zeigte mir erneut den Reibungspunkt zwischen uns. Nicht laut, nicht dramatisch, aber vorhanden.

»Du glaubst, ich bin nur wegen des Geldes hier«, ging ich in die Offensive. Es nervte mich, dass er mir etwas unterstellte, obwohl er mich kaum kannte. »Du denkst, ich bin ein kleiner verwöhnter Junge aus der Stadt, der zu Unrecht MacForrest Castle mit all seinen Ländereien geerbt hat. Du glaubst, ich würde hier alles plattmachen und verkaufen.«

Er schwieg, und das Schweigen war Antwort genug.

Gereizt lachte ich, und Wut stieg in mir auf. »Na, das erste Angebot habe ich ja bereits beim Notar erhalten.« Ich fixierte ihn. »Von deinem Vater.« Ich stieß den Atem laut aus. »Ihr unterstellt mir, dass ich alles ... plattmachen würde, aber selbst wollt ihr alles kaufen. Ihr drückt sogar den Preis, damit ihr es möglichst günstig bekommt. Oder warum sonst zeigst du mir, was alles kaputt ist? Oder der Brief deines Vaters – so viele Dinge, die repariert werden müssen.« Ich schnaubte. »Das kommt euch doch gelegen, nicht wahr? Der Preis sinkt, wenn etwas repariert werden muss.« Ich schnappte nach Luft, und mir wurde klar: Ich hatte mich in Rage geredet.

Leonard sah mich mit offenem Mund an, und diesmal war klar Ärger in seinem Blick zu lesen. »Wir wollen es nicht günstig, wir wollen auch nicht den Preis drücken«, konterte er laut. »Wir wollen es ... richtig.«

»Und was heißt das?«

Er atmete langsam aus, als müsste er sich zwingen, mir nicht irgendwelche Beschimpfungen an den Kopf zu werfen. »Dass es bleibt, so wie es ist. Dass es nicht in falsche Hände gerät. Dass nicht irgendein ... Wochenendtraum daraus wird, den man nach zwei Jahren wieder verkauft, weil's doch zu viel Arbeit ist.«

Die Worte trafen mich, weil es einen Punkt berührte, über den ich nachgedacht hatte. Die Idee, es zu verpacken und nur im Sommer herzukommen, wäre meiner Meinung nach eine gute Lösung. Aber darum ging es nicht allein, mich verletzte, dass er mich in eine Schublade steckte.

»Du kennst mich nicht«, gab ich zurück. Meine Stimme zitterte stark.

»Doch«, sagte Leonard viel zu schnell.

Ich lachte kurz, bitterer als beabsichtigt. »Du kennst den kleinen Jungen von früher, der dir auf die Nerven ging, aber nicht mehr.«

»Du bist mir nicht nur auf die Nerven gegangen«, brummte er.

»Nein?« Ich war versucht, abermals aufzulachen, hielt mich aber zurück. »Was war ich denn?«

Leonard blickte zum Bach, als würde er dort eine passende Antwort finden. »Anstrengend«, gestand er schließlich.

Ich schnappte erneut nach Luft. Für Sekunden starrte ich ihn an, dann löste sich der Ärger in mir und ich lachte lauthals. Ehrlich und nicht wütend oder höhnisch. »Ja, das habe ich öfters gehört. Vielen Dank auch.«

Leonard verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen. »Du hast gefragt.«

»Ja, habe ich.« Ich zuckte mit den Schultern und wurde wieder ernst.

»Und das bin ich noch immer? Anstrengend?« Ich räusperte mich. Die Frage war zu viel, zu neugierig, zu ... verletzlich.

Er sah zu mir, und für eine Sekunde hatte ich abermals das Gefühl, als würde er tiefer in mich sehen, als ich wollte. Ich schluckte. In seinem Blick lag Wärme und ... keine Ahnung. Es war, als würde er mich seit unserem Wiedersehen zum ersten Mal wirklich betrachten. Es war wie ein Knistern – nicht groß, nicht romantisch im Film-Sinn. Eher wie eine winzige Spannung in der Luft, wenn man zu nah an etwas Echtes gekommen war. Ich hatte ihn kurz in meine Seele blicken lassen.

»Jetzt bist du müde«, sprach er unerwartet.

Ich blinzelte und wandte mich hastig ab. »Das ist ja noch schöner.« Der besondere Augenblick war vorbei, geplatzt wie eine zu große Seifenblase.

»Das ist nicht schlimm«, sagte Leonard hinter mir. »Jeder ist mal ... müde.«

»Ich bin nicht müde«, motzte ich und entfernte mich von ihm.

»Du wolltest doch eine ehrliche Antwort, oder nicht?« Er folgte mir.

»Du versuchst, mich mit jedem Satz zu provozieren«, konterte ich und griff unser Ausgangsthema auf. Ich wusste nicht, was mich so aufregte. Weil die Antwort tatsächlich ehrlich war – oder weil er im Prinzip schon wieder den kleinen Jungen in mir sah? »Das Ganze ändert nichts daran, dass ich der rechtmäßige Eigentümer von MacForrest bin, ob es dir gefällt oder nicht.« Ich hielt an und drehte mich um. Beinahe wäre er in mich geknallt. »Und weißt du was?« Ich bohrte ihm den Finger in die Brust. »Ich bin müde, ja. Zuerst wird mir ein riesiges Anwesen aufgedrückt, obwohl Tante Rosamund mir bei unserem letzten Treffen eindeutig sagte, ich solle aus ihrem Leben verschwinden, und dann kommt dein Vater mit einem Angebot – ein unverschämtes Angebot, wenn ich das festhalten darf. Ich bin nicht dumm, ich kenne den Wert von MacForrest, aber darum geht es nicht.« Ich sog die Luft laut ein und schoss weiter auf ihn los, bevor er etwas erwidern konnte. »Bevor du mir unterstellst, das alles nur wegen des Geldes zu veranstalten, muss ich dich enttäuschen. Es geht mir nicht um Geld – ich bin glücklich, so wie es jetzt ist, auch ohne MacForrest. Aber ja, ich bin müde – ich bin müde, mir ständig anhören zu müssen, was ich tun darf, was ich unterlassen muss, wie ich entscheiden soll. Ich habe mich gerade erst damit angefreundet, dass MacForrest mir gehört, aber über mir fliegen bereits die ersten Geier und machen mir meinen Aufenthalt so schwer wie möglich.«

Leonard fixierte mich. Seine Lippen waren zu einer schmalen Linie zusammengepresst, die Augen flogen über mich. Er schnaubte leise. Dann meinte er unerwartet: »Du brauchst etwas zu frühstücken.« Die Worte wirkten endgültig, als hätte er entschieden, dass unser Gespräch außer Kontrolle war.

»Danke, ich komme zurecht«, murrte ich und wandte mich wieder ab.

»Ja?«, rief er mir hinterher. »Hast du denn etwas zu essen im Haus?« Seine Schritte hinter mir matschten leicht in der weichen Erde.

»Nein, aber bestimmt gibt es im Ort einen Supermarkt – und stell dir vor«, ich blickte mich zu ihm um, »ich kann einkaufen. Ich bin

schon so groß, dass ich alleine mit dem Auto in den Ort fahren darf und Lebensmittel besorge.«

Er lachte, nicht böse oder höhnisch, sondern ehrlich. »Ja, es ist nicht zu übersehen, dass du erwachsen geworden bist.« Er lachte noch mehr, während er nach mir griff. Seine Hand umfasste mein Armgelenk und hielt mich fest. »Komm, ich zeige dir, wo alles im Ort ist.« Die Worte klangen versöhnlich.

Ich war nicht bereit, klein beizugeben. »Ich brauche deine Hilfe nicht.« Wütend zerrte ich an meinem Arm und riss mich von ihm los.

»Ja, ich weiß«, antwortete er überrascht. Seine Augen überflogen mich erneut. »Aber ich helfe dir ja nicht wirklich, ich zeige dir nur ... den Ort. So wie eben einen kleinen Teil von MacForrest.« Ein Schmunzeln schlich sich um seinen Mund.

»Ich will nicht.«

»Doch, du willst. Glaub mir, jeder hier kannte deine Tante. Sie werden dich unter die Lupe nehmen. Wenn du allein auftauchst, kommst du womöglich ins Kreuzverhör.« Er legte den Kopf schief und lächelte. »Und glaube mir, das willst du nicht.«

Noch mehr Menschen, die gegen mich waren? Ich wollte widersprechen, tat es aber nicht, stattdessen fragte ich mich, was er vorhatte. Warum war er wie ausgewechselt? Warum wollte er mir plötzlich helfen?

Wir marschierten zurück, schweigend. Diesmal nahm Leonard einen Weg, der nicht über die Wiese führte, sondern am Rand entlang, wo der Boden fester war. Er ging nicht schnell, aber seine Schritte waren sicher, als würde er den Weg in- und auswendig kennen. Ich merkte, wie ich mich ihm anpasste, ohne es zu wollen.

Vor dem Castle blieb er stehen und zeigte auf den Holzpfeiler mit der Messingplakette. »Das hast du gesehen?«, fragte er.

Ich nickte kurz angebunden.

»Das ist ein alter Grenzmarker«, erklärte er. »Und...« Er sah mich an. »Deine Tante, Miss Rosamund, hat den Denkmalschutz nicht aus Spaß beantragt. Sie hat sich darum gekümmert, weil sie Angst hatte.«

»Wovor denn?«, fragte ich, obwohl ich die Antwort bereits ahnte.

»Dass alles verschwindet.« Er zuckte mit den Schultern, als müsste er sich entschuldigen.

Ich schluckte. »Hat sie dir das gesagt?«

Er nickte. »Sie hat mich gebeten, aufzupassen.«

»Dich.« Das Wort schmeckte bitter. Sie hatte also gewusst, dass nach dem Tod meiner Eltern nur mehr ich als Erbe infrage kam. Aber wenn sie mich so sehr gehasst hatte, warum hatte sie nicht das Testament geändert? War sie womöglich nicht mehr dazu gekommen? Sie starb an einem Herzinfarkt. »Warum dich?«

Leonard sah zum Castle. »Na, weil ich hier bin.« Es klang betrübt.

Ich blickte zu ihm. Seine Antwort war keine weitere Provokation an mich, eher hörte es sich an wie eine Last, die ihm aufgedrängt worden war.

»Was ist mit deinem Vater?«, fragte ich, ohne auf seinen Tonfall einzugehen. »Hat nicht er immer mit eiserner Faust über alles gewacht?«

»Tut er noch immer«, gestand Leonard. »Ich...« Er brach ab, als wäre er es nicht gewohnt, über sich zu reden. Schon gar nicht einem Fremden gegenüber. »Ich habe es versprochen.«

Ein Versprechen – am Sterbebett? Oder allgemein?

»Du verstehst, dass ich mich dadurch irgendwie ... eingeengt fühle«, gestand ich ihm.

Er blickte zu mir, und ich hatte das Gefühl, er überlegte wirklich. Nicht nur, was er antworten sollte, sondern auch, ob es eine Bedeutung hatte. »Ich verstehe es«, gab er nach einer Weile zu. »Ich versuche es zumindest, nur ...«, er dachte erneut kurz nach, »aus meiner ... unserer Sicht aus betrachtet, gefällt mir das Ganze nicht.«

»Warum nicht?«

»Na, weil du glaubst, es geht gegen dich.« Seine dunklen Augen überflogen mich. Er schluckte trocken »Dabei geht es um MacForrest.«

Ich atmete aus. Das war ... fair, trotzdem hatte ich das Bedürfnis, mich zu wehren. »Ich habe ein Leben«, erklärte ich erneut, als würde er mir unterstellen, dass ich mich hier einnisten und alles zerstören wollte.

»Ich weiß.«

»Ich habe auch einen Job, der nicht einfach ist.«

»Ich weiß«, wiederholte Leonard, und diesmal klang es nicht wie ein bissiger Kommentar, sondern wie ein Zugeständnis.

Ich sah ihn an. »Du sagst oft, dass du etwas weißt.«

Er presste die Zähne aufeinander, seine Kiefermuskeln spannten sich an. »Ich will nicht unnötig lange diskutieren.«

»Aha – und was willst du dann?« Ich verstand ihn einfach nicht.

Leonard schweig eine Weile, ehe er meinte: »Dass du dir ansiehst, was du hast – und ich meine, wirklich ansehen, nicht nur auf dem Papier.«

»Das mache ich doch gerade, oder?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Du siehst dir MacForrest an, als wäre es ein Problem, das es zu lösen gilt.«

Die Worte trafen mich, vermutlich weil er recht hatte. Seit dem Tag der Testamentseröffnung lag ein unüberwindbarer Druck auf meinen Schultern. MacForrest loszuwerden, wäre die einfachste Lösung, aber ich war mir nicht mehr sicher, ob ich das auch wollte.



Wir nahmen Leonards Auto. Er hatte einen Geländewagen, während ich einen gewöhnlichen Pkw mein Eigen nannte. Aufgrund der wetterbedingten Fahrverhältnisse bestand er auf sein Auto.

Er öffnete die Beifahrertür. Er hielt sie mir nicht auf – er zog sie einfach auf, damit ich einsteigen konnte. Es war eine kleine Geste, die nicht übermäßig freundlich wirken sollte, die es aber auf spezielle Weise trotzdem war.

Der Weg in den Ort war nicht weit. Die Kleinstadt – oder das, was ich dafür hielt – lag nur ein paar Minuten entfernt. Von MacForrest aus konnte man einzelne Dächer erkennen, einen Kirchturm und eine Straße, die sich wie eine Linie durch die Landschaft zog.

»Es gibt einen Laden«, erklärte er, ohne dass ich gefragt hatte. »Und eine Bäckerei. Aber keinen Supermarkt wie in der Großstadt.«

»Okay. Gut.« Es war schon wieder ein kleiner Seitenhieb, als müsste er meine Erwartungen nach unten schrauben. Das dumme Stadtkind, das keine Ahnung vom Leben am Land hatte.

»Aber du bekommst das Notwendigste. Kaffee, Brot, Eier, Milch.«

»Ja«, sagte ich. »Kaffee wäre gut.«

Er nickte, und nur wenige Augenblicke später parkte er den Wagen

in einer Nebenstraße ein. Wir schlenderten nebeneinander den Gehsteig entlang, nicht ganz nah, aber auch nicht mit viel Abstand. Der Weg war breit genug, dass ich hätte ausweichen können – ich tat es aber nicht. Ich wollte nicht, dass er dachte, ich würde mich zurückziehen. Ich wollte kein weiteres Missverständnis zwischen uns haben. Womöglich glaubte er, ich hätte Angst vor ihm.

In der Ortschaft war es stiller, als ich erwartet hatte. Keine leere Stille, eher eine gemütliche Ruhe. Die Straßen waren belebt, aber es fühlte sich nicht nach Trubel und Stress an, wie ich es von zu Hause kannte. Eher nach Gelassenheit, die ansteckte. Wir wichen zwei älteren Frauen aus, die Leonard freundlich grüßten. Ein Mann auf einem Fahrrad hob den Hut an, als er ihn erblickte, und eine jüngere Frau mit einem Hund an der Leine, der viel zu groß für sie war, winkte Leonard aufgeregt.

Ich spürte ihre Blicke auf mir, nicht feindselig, aber neugierig. Eine Art Neugier, die zwar nichts Böses wollte, aber trotzdem Druck ausübte.

»Die wissen, dass du da bist«, erklärte Leonard, als hätte er meine Gedanken gelesen.

»Natürlich«, murmelte ich und zog den Kragen meiner Jacke höher.

»Hier passiert nicht jeden Tag etwas«, redete er und winkte einem Mann auf der anderen Straßenseite. »Du bist ein interessantes Ereignis zu ihrem Alltag.«

»Ein Ereignis«, wiederholte ich und fragte mich, ob es immer so sein würde. Zu Hause war ich anonym, einer unter vielen. Niemand erkannte mich auf der Straße oder grüßte mich.

Leonard schaute kurz zu mir. »Na ja, Miss Rosamund ist tot – alle wollen wissen, wie es jetzt mit ihrem Erbe weitergeht.«

Ich stieß laut den Atem aus. »Na, super.« Als reichte es nicht, dass Mr. Carpenter und Leonard mir im Nacken saßen. Ich spürte, wie sich eine weitere Last auf meinen Rücken gesellte. Vielleicht sollte ich einfach verkaufen und abhauen. Die neugierigen Blicke nervten mich jetzt schon.

»Die Bäckerei«, sprach Leonard übergangslos und zeigte zu der Glas- tür an seiner rechten Seite.

Ich nickte und trat vor ihm ein. Es roch nach warmem Teig, und der

intensive Duft traf mich so überraschend, dass ich kurz stehen blieb. Auch in dem Café zu Hause roch es immer nach Kaffee und Gebäck, aber es duftete auch nach Parfum, Abgasen der Straße und diesem süßen Zuckerguss, der auf fast jedem Gebäckstück zu finden war. Hier war es anders, es duftete nach frischer Hefe, nach warmen Öfen und fertigem Brot. Das letzte Mal hatte ich frisches, selbst gebackenes Brot auf MacForrest Castle gerochen. Anny hatte mir immer heimlich eine Scheibe abgeschnitten und mit Butter bestrichen, wenn es so weit ausgekühlt war, um sich nicht mehr zu verbrennen. Meine Eltern durften davon nichts wissen, sie hätten mich nur gerügt, wenn ich zwischen den Mahlzeiten genascht hätte.

»Gibt es Anny noch?«, fragte ich Leonard übergangslos.

»Anny?« Er runzelte die Stirn.

»Die Haushälterin. Ich glaube, Sie hieß Anny, oder? Sie hat mir immer unbemerkt frisch gebackenes Brot mit Butter gegeben, hinter Tante Rosamund und meinen Eltern vorbei. In der Küche duftete es immer ähnlich wie hier.« Ich wusste nicht, warum ich ihm davon erzählte. Vermutlich, weil ich erwachsen war und keine Angst mehr zu haben brauchte, wegen einer Scheibe Brot ausgeschimpft zu werden.

Leonard zog die Brauen zusammen, dann nickte er. »Ja, Anny. Es gibt sie noch. Sie ging letztes Jahr in Ruhestand.« Sein Blick lag auf mir. »Sie wohnt am Ende der Ortschaft in einem kleinen Haus.«

Ich nickte und trat an den Verkaufstresen. »Vielleicht besuche ich sie mal – ich mochte sie. Sie war nicht so streng und ernst wie die anderen.«

Leonard folgte mir mit den Augen, dazu brauchte ich mich nicht zu ihm zu drehen. »Ja, Anny kam mit jedem Kind zurecht, auch mit den ungezogenen.«

Ich biss die Zähne zusammen. Er konnte es einfach nicht lassen. Am liebsten hätte ich ihm eine wütende Antwort gegen den Kopf geknallt, aber die Verkäuferin hinter dem Tresen zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Blick flog zu Leonard, dann zu mir. Ein kurzes Lächeln huschte über ihre Lippen.

»Leonard«, sprach sie dann, als würde er an meiner Stelle stehen und auf eine Bedienung warten.

»Hallo«, grüßte er höflich und stellte sich neben mich.

»Und du bist?«, fragte sie und musterte mich. Die Worte klangen freundlich, aber es lag eine Menge Erwartung in ihrem Ton.

»Conrad Tobias MacForrest«, antwortete ich knapp. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, wusste sie, wer ich war.

»Ah«, sagte sie auch schon und nickte. »Der neue Besitzer von MacForrest Castle.« Sie lächelte, es erreichte aber nicht ihre Augen. »Willkommen.«

»Danke«, sagte ich lapidar, während ich die Ware hinter dem Glas begutachtete. Ich orderte einen Laib Brot und einige Gebäckstücke zum Mitnehmen. Den Kaffee und ein Croissant wollte ich hier essen.

»Möchtest du auch?«, fragte ich Leonard so beiläufig wie möglich. Ich wollte nicht zu viel Aufsehen erwecken. Die Verkäuferin wirkte wie jemand, dem nichts entging. »Ich lade dich ein – für deine ... Hilfe.« Das letzte Wort blieb mir fast im Hals stecken.

Leonard nickte nur. Er stand neben mir, als wäre er meine Begleitung, ohne es offiziell zu sein.

»Ich bringe den Kaffee an den Tisch. Setzt euch doch«, plapperte sie und zeigte hinter uns auf die Tische und Bänke.

Ich wollte eigentlich nicht lange bleiben, der Stehtisch direkt neben dem Tresen wäre mir lieber gewesen, aber Leonard wandte sich um und ließ sich nur wenige Schritte weiter auf eine Bank fallen. Gelassen, als hätte er alle Zeit der Welt und keine Arbeit, die auf ihn wartete, zog er die Jacke aus.

Ich rollte innerlich mit den Augen, gesellte mich aber zu ihm. Im Gegensatz zu ihm hatte ich Zeit, sah man von den vielen Erledigungen und To-dos ab, die ich innerhalb einer Woche getätigt haben wollte.

Die Verkäuferin, die sich übrigens nicht vorgestellt hatte, brachte uns einen Augenblick später unseren Kaffee – mit meinem Croissant und einer Plundertasche für Leonard. Er hatte sie nicht bestellt, aber sie wusste wohl, was er mochte. »Für das Castle ist es gut, wenn es wieder bewohnt ist«, sprach sie, während sie die Tassen vor uns abstellte.

Ich lächelte steif. »Ich bin erst mal nur...«

»Jaja«, unterbrach sie mich, und ihr Tonfall machte mir klar, dass sie *erst mal* als einen sehr dehnbaren Begriff ansah.

Ich atmete tief durch. Ich hätte den Kaffee zu Hause trinken sollen. Zu Hause – sah ich MacForrest Castle als mein Zuhause?

»Du siehst aus, als würdest du gleich einen Vertrag unterschreiben müssen«, flüsterte Leonard über den Tisch zu mir, nachdem die Verkäuferin hinter den Tresen zurückgekehrt war. Ein Kunde wartete auf sie – eine weitere Person, die mich sofort unter die Lupe nahm.

»Ich unterschreibe seit Tagen innerlich Verträge«, gab ich leise zurück.

Er bäugte mich, und wieder war da dieses kurze, kontrollierte Lächeln in seinem Gesicht. Er beugte sich ein Stück vor und murmelte: »Dann trink deinen Kaffee wie jemand, der freiwillig hier ist. Sonst denkt noch jemand, ich hätte dich gezwungen, hierherzukommen.«

Ich schnaubte laut, grinste dann aber, ehe ich die Tasse anhub und einen Schluck nahm. Die Unruhe in mir legte sich etwas, nicht viel, aber zumindest war es nicht mehr ganz so schlimm. Ich hatte nicht länger das Gefühl, von der Verkäuferin und dem Kunden beobachtet zu werden.

»Und?«, fragte Leonard.

»Besser«, gab ich zu und nippte an dem Heißgetränk.

»Siehst du?« Er schmunzelte.

Ich hätte gern etwas Schlagfertiges geantwortet, aber ich war zu müde. Deshalb tranken wir unseren Kaffee und aßen stumm. Leonard zeigte mir danach noch den kleinen Laden, wo man Lebensmittel kaufen konnte. Das Geschäft war nicht viel größer als die Bäckerei, bot aber die wichtigsten Nahrungsmittel an.

Wir brachten alles zu seinem Wagen, und Leonard fuhr mich wieder nach MacForrest Castle. Dort stiegen wir aus und gingen den Schotterweg zum Haus zurück. Ich trug die Tüte mit dem Brot und dem Gebäck, während Leonard mit den anderen Lebensmitteln neben mir herging. Die Stille zwischen uns war nicht mehr ganz so geladen.

An der Tür blieb er stehen. »Mein Vater kommt am Nachmittag, das weißt du doch, oder?« Er stellte die Tüten in den Flur, nachdem ich aufgesperrt hatte.

»Ich habe es befürchtet«, rutschte mir über die Lippen, ehe ich nachgedacht hatte.

Er lächelte, dann wurde er wieder so ernst wie immer. »Er ist nicht dein Feind. Er ist...«, er suchte nach dem rechten Wort. »Er ist kein schlechter Mensch.«

»Das habe ich auch nicht behauptet.« Ich stellte die Brottüte auf die Kommode und zog die Jacke aus.

»Du wirkst aber so, als würdest du dich auf einen Kampf vorbereiten«, sagte er und kehrte ins Freie zurück.

Ich dachte an den Kratzer im Wohnzimmertisch und an Tante Rosamunds Worte: *Du musst nicht immer kämpfen.*

»Vielleicht.« Ich zuckte mit den Schultern und trat an die Tür. »Ich weiß im Grunde ja nicht einmal, was ich verteidigen soll.« Nachdenklich lehnte ich mich gegen den Türrahmen und überschlug die Arme vor der Brust. Ich musterte ihn. Er sah gut aus, das musste ich ihm lassen. Er musste um die 35 sein, aber er sah noch immer sehr attraktiv aus. In der Bäckerei hatte ich einen Blick auf seine breiten Schultern werfen können, nachdem er die Jacke abgelegt hatte – und ich schwöre, er hatte Oberarmmuskeln und vermutlich ein Sixpack, das sich sehen lassen konnte.

»Es wäre gut, wenn du mehr siehst«, riss er mich aus den Gedanken.

»Mehr als was?«, fragte ich nach, weil ich keine Ahnung hatte, wovon er sprach.

»Mehr als Probleme.« Sein Blick war ruhig, aber voller Wissen. Als wüsste er über Dinge, von denen ich noch nichts ahnte. Hoffentlich brach mir sein Vater nicht das Genick.

»Kommst du noch rein?«, fragte ich übergangslos. Es wirkte seltsam, wie er vor der Tür stand und mir Ratschläge erteilte, während ich die Tür ... blockierte.

Leonard blinzelte, und wenn ich mich nicht täuschte, hielt er für ein paar Sekunden den Atem an – als hätte er nicht damit gerechnet, von mir ins Castle gebeten zu werden. Als hätte ich ihn nur zum Tragen meiner Lebensmittel benötigt. »Wozu?«, hielt er meiner Bitte stand.

»Na, weil ...« Ich seufzte leise, dann zeigte ich über meine Schulter in den Flur. »Ich habe jetzt Brot hier – und Kaffee.« Gab es eine Kaffeemaschine? Ich hatte bis jetzt nichts bemerkt.

Leonard linste an mir vorbei, dann schaute er wieder mich an. Für einen Augenblick dachte ich, er würde meine Einladung ablehnen – aus Prinzip –, aber dann nickte er. »Aber nur kurz.«

»Natürlich«, murmelte ich, als hätte ich das Gegenteil gehofft.

Im Haus war es mittlerweile wärmer, die Heizung funktionierte also – oder ich stellte es mir nur wärmer vor, weil es in der Küche – nachdem ich in einem der Unterschränke eine Filterkaffeemaschine gefunden hatte – innerhalb weniger Minuten nach Kaffee roch und ich nicht allein war. Leonard stand im Türrahmen, als wüsste er nicht, wohin er sollte. Seine Hände steckten in seinen Hosentaschen, als müsste er sie dort tief vergraben, um nicht unkontrolliert damit herumzufuchteln. Er beobachtete mich, nicht neugierig, sondern eher prüfend, als würde er kontrollieren, ob die Dinge alle an ihrem Platz waren – oder weil er Angst hatte, ich würde beim Kaffeekochen die Küche in die Luft sprengen.

»Es riecht noch nach ihr«, sagte ich leise, ohne es mir verkneifen zu können. »Das ganze Haus riecht nach ihr.«

Leonard antwortete nicht gleich, aber ich spürte seine Blicke im Rücken. »Ja«, sagte er irgendwann. Mehr nicht. Aber das Ja genügte mir.

Ich nahm die Kaffeekanne aus der Maschine und stellte sie auf den Tisch in der Mitte, dann suchte ich zwei Tassen, holte die Milch aus dem Kühlschrank, die ich eben erst weggepackt hatte, und riss die Packung mit dem Zucker auf. Ich trank meinen Kaffee schwarz, ohne Milch und Zucker, aber Leonard wollte beides – zumindest in der Bäckerei hatte er beides verlangt. Meine Handgriffe waren ruhig, wenn ich mir auch etwas seltsam vorkam. Zu Hause hatte ich eine moderne Vollautomatik-Kaffeemaschine, die die Bohnen frisch mahlte und für Gäste Milch oder Sahne aufschäumte. Die Filterkaffeemaschine hier kam mir alt und unnatürlich vor.

Wir setzten uns an den kleinen Tisch in der Küche. Nicht gegenüber, sondern leicht versetzt, als wollten wir vermeiden, dass es zu intim wirkte. Ich goss ihm Kaffee ein und schob Milch und Zucker in seine Richtung, ehe ich mir selbst Kaffee nahm. Er griff nach der Milch und dem Zucker, ohne zu zögern. Fast war es, als wäre es eine Gewohnheit. Als würde er jeden Tag hier sitzen. Vielleicht war es auch so – womöglich hatte er bis zu Tante Rosamunds Tod Kaffee in der Küche getrunken.

Ich beobachtete ihn stumm. Seine Hände wirkten rauer als meine. Seine Finger wurden für körperliche Arbeit eingesetzt, da war ich mir sicher. Meine tippten nur auf Tastaturen herum. Ich merkte, wie mein Blick länger blieb, als er sollte. Als Leonard den Kopf hob, sah ich hastig weg und starrte in meine Tasse.

»Was?«, fragte er.

»Nichts.« Ich umschloss den Kaffee mit beiden Händen und schluckte trocken.

Leonard seufzte leise. »Du bist schon wieder ... aufgeregt.«

»Ich bin müde«, korrigierte ich ihn.

»Du bist nervös«, konterte er.

Ich wollte widersprechen, aber ich tat es nicht. Stattdessen nahm ich einen Schluck Kaffee und genoss die Wärme, die langsam meine Speiseröhre nach unten sank. »Ich mag es nicht, wenn Leute denken, sie wüssten, was ich tue«, gab ich schließlich zu.

Leonard musterte mich. »Und ich mag es nicht, wenn Leute tun, als wäre das hier ...«, er zeigte um sich, »nur eine hübsche Kulisse.«

Er konnte nicht anders. Er konnte keine Minute an etwas anderes denken als an MacForrest Castle.

»Denkst du, dass ich so denke?« Ich hob den Blick und sah ihm in die Augen. Vorwurf lag in meinem Ton. Ich verstand nicht, warum er mich schon wieder angriff.

Er überflog mein Gesicht, dann lehnte er sich in dem Stuhl zurück und seufzte laut. »Ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht.« Er presste kurz die Lippen zusammen. »Bevor du hier angekommen bist, war ich davon überzeugt. Ich dachte, du würdest das alles sehr hübsch finden und dann doch nur den Wert dahinter sehen, aber jetzt ... ich bin mir nicht sicher.«

Ich starrte ihn an. »Du hast deine Meinung über mich geändert? So schnell?« Ich hätte über seine Offenheit böse sein sollen, aber ich war es nicht. Ich schätzte seine Ehrlichkeit.

»Vielleicht.« Er wiegte den Kopf hin und her. Sein Blick lag nach wie vor auf mir, als würde er in meinen Augen nach etwas suchen. »Du solltest mit offenen Karten spielen, wenn du nicht willst, dass man dich in eine Schublade steckt.«

Sollte ich? Warum? Wen ging es etwas an, wie ich über MacForrest entschied? Oder meinte er gar nicht die Einheimischen, sondern sich und seinen Vater? »Wie denn?«, fragte ich, weil ich hoffte, so an mehr Details zu kommen.

Leonard zuckte mit den Schultern. »Indem du bleibst. Indem du beweist, dass MacForrest Castle etwas in dir berührt.«

»Ich habe Termine«, sagte ich automatisch, obwohl ich mir extra zwei Wochen freigenommen hatte, um vor Ort alles klären zu können.

»Ich weiß«, antwortete er, dann fügte er leiser an: »Trotzdem.«

Das Wort hing zwischen uns. Es war klein, nichtssagend, aber es hatte Gewicht. Ich sah auf die Tischplatte, die etwas vergilbt wirkte. Früher war hier ein Tischtuch gewesen. Anny hatte es immer am Morgen frisch aufgezogen.

»Was genau hat meine Tante von dir verlangt?«, wechselte ich das Thema. »Was musstest du ihr ... versprechen?«

Leonard schieg eine Weile und starrte in seinen Kaffee, dann hob er den Blick und meinte: »Sie hat mich gebeten, aufzupassen, wenn es so weit ist.«

»Wenn es so weit ist«, wiederholte ich etwas sauer. Warum hatte sie mir alles vererbt, wenn sie mich doch nichts machen ließ? Wenn sie gedacht hatte, dass ich einen Aufpasser benötigte, damit ich ... nichts zerstörte? Ich stieß den Atem laut aus. »Und du hast Ja gesagt.«

Leonard nickte.

»Warum?«

Er sah mich an, und diesmal war sein Blick offen genug, dass ich den Atem anhielt. Seine Augen verströmten Wärme. »Weil sie mich ernst genommen hat«, sagte er ruhig. »Weil sie ...« Er brach ab, als würde er den Rest nicht aussprechen wollen. »Weil sie wusste, dass ich das kann.«

Ich spürte etwas in der Brust, das sich wie Verständnis anfühlte, und gleichzeitig überrollte mich Angst. »Ich verstehe«, sprach ich ernst und räusperte mich, weil meine Stimme unerwartet gezittert hatte. »Hat sie *mich* eigentlich ernst genommen? Oder hat sie mir einfach ... alles hinterlassen, um mir eins auszuwischen? *Sieh, das alles ist deins, aber du wirst dich nur darum kümmern, deiner Verpflichtung nachzugehen. Das eigentliche Sagen haben andere.*«

Leonard öffnete den Mund, als wollte er antworten, schloss ihn aber wieder. Für eine gefühlte Ewigkeit studierte er mein Gesicht. Ich spürte, wie mir Farbe in die Wangen stieg – und dennoch sah ich nicht weg.

»Sie hat dich geliebt«, sagte er schließlich, als wäre es die einfachste Antwort der Welt. »Irgendwie ...«

»Ja, irgendwie«, murkte ich und schluckte hart. »Das ist...«

»... nicht immer bequem«, unterbrach er mich.

Ich lachte leise, gekünstelt und ganz bestimmt ohne Humor. Zum Lachen war mir nicht zumute. »Das ist eine nette Art, es zu beschreiben.« Er wusste nichts über das Verhältnis zwischen Tante Rosamund und mir.

Leonard nahm einen Schluck seines Kaffees, dann sah er zur Tür, als hätte er plötzlich bemerkt, dass es einen Fluchtweg gab. Als müsste er nicht länger mit mir an einem Tisch sitzen und meine Fragen beantworten. »Ich muss los«, sagte er auch schon.

Mein Magen zog sich zusammen, obwohl ich wusste, dass er nur kurz bleiben wollte. Ich wusste nicht, warum es mich enttäuschte, dass er tatsächlich so schnell aufbrach. »Okay, wenn du meinst ...«

Er trank seine Tasse aus und erhob sich. Eine Sekunde blieb er noch stehen, als hätte er etwas nicht abgeschlossen. »Mein Vater kommt am Nachmittag, vergiss das nicht.«

»Keine Angst«, murkte ich leise, ohne aufzusehen.

»Und Conrad?« Er zögerte, und allein das genügte, dass ich zu ihm aufschaute.

»Ja?«

Sein Blick war nicht mehr so abweisend wie noch vor Stunden. Eher ... vorsichtig. Als würde er prüfen, ob er mir mehr zumuten konnte. »Wenn du willst«, sprach er langsam, »kann ich dir den Rest am Nachmittag zeigen. Hinter den Hügeln. Das Tal und die Wiesen dort. Vermutlich kennst du nicht alles. Die Destillerie, wenn du möchtest.« Er brach ab. »Die MacForrest-Spirituosen haben einen guten Namen.«

Zerstör den nicht! Der Satz hing unausgesprochen im Raum. Er hatte mit seiner Rede schön begonnen, war aber dann wieder in das alte Verhaltensmuster verfallen. Ich sog den Atem tief ein und stieß ihn wieder aus. »Ich *bin* ein MacForrest – du erinnerst dich?« Ich fixierte ihn.

Er nickte nur, seine Augen flogen über mein Gesicht. »Ja, ich erin-

neren mich.« Er trat hinter dem Tisch hervor und stellte seine Tasse in die Spüle. »Genau das ist der Grund, warum ich dir dieses Angebot mache. Ich kann dir MacForrest zeigen – richtig zeigen.« Er lehnte sich gegen den Küchenschrank und wartete auf eine Antwort von mir.

Tat ich ihm unrecht? Dachte er gar nicht, dass ich nicht würdig war, den Namen zu tragen? Meine Mutter hatte mir das mehrmals an den Kopf geworfen, dass ich eine Schande sei und den Namen MacForrest nicht verdient hätte.

»Also, was ist nun?«, zerrte er mich in die Gegenwart zurück. Ich war ihm dankbar dafür. Über meine Mutter wollte ich nicht nachdenken. »Wenn du nicht willst, ist das in Ordnung.«

Seine Worte klangen ehrlich, sie waren ein Angebot, keine lästige Pflicht, der er nachgeben musste. Es hörte sich vielmehr nach einer persönlichen Einladung an.

»Okay«, sagte ich so leise, dass man es kaum hörte. »Zeig mir MacForrest mit ... deinen Augen.«

Leonard stockte kurz, dann nickte er und ging zur Küchentür. Als er sie öffnete, fiel Licht in den Flur, und ich konnte die Vögel von draußen zwitschern hören, lauter als heute Morgen.

Vermutlich kam das Singen direkt aus dem Garten, und ich hörte sie durch den Hinterausgang der Küche.

Leonard blieb einen Moment im Türrahmen stehen, musterte mich noch einmal, und ich wusste nicht, ob er etwas sagen wollte oder nur prüfte, ob ich tatsächlich in dieser Küche saß und mit einer Tasse Kaffee über den weiteren Verlauf von MacForrest grübelte. Dann war er weg.

Ich blieb sitzen, die Hände um die Tasse gelegt, und konzentrierte mich auf das Zwitschern draußen. Es fühlte sich leicht und sorglos an – ganz anders als mein Alltag im Job. Zum ersten Mal erschien mir ein Ausflug in die Wälder die bessere Alternative zu meinem Beruf zu sein, wo ich tagtäglich Entscheidungen treffen musste und von einem Termin zum nächsten hetzte.

Bleiben. Das Wort hatte sich aus Leonards Mund so einfach angehört, als könnte ich einfach alles hinter mir lassen.

Ich trank den letzten Schluck Kaffee und trug meine Tasse danach zur Spüle, wo auch Leonard seine abgestellt hatte. Müde stützte ich mich

auf der Anrichte ab und blickte aus dem Fenster. In dem kahlen Busch direkt vor mir hockten ein paar Singvögel. Ich hatte keine Ahnung, welcher Gattung sie angehörten, aber ich fand sie niedlich – und sie beruhigten mich.

Bleiben, schoss es mir wieder durch den Kopf. Vielleicht konnte ich meinen Job mehrmals im Jahr hierher verlegen und im Homeoffice arbeiten. Es würde mir wirklich gefallen – MacForrest Castle blieb in meinen Augen ein Paradies – Auflagen und Regeln hin oder her.

Gefällt dir diese Leseprobe?

Kaufe die Print- oder E-Book-Ausgabe, um das gesamte Buch zu lesen. WAS ZWISCHEN UNS WUCHS ist überall im Buchhandel erhältlich.

Diare Cornley

LIEBE ZWISCHEN GESCHRIEBENEN ZEILEN

Gay Romance

ISBN Print: 978-3-903238-46-6



Um seinem neuen Manuskript mehr Authentizität zu verleihen, sucht Florian im Internet nach einem ehemaligen Pop-Star, der ihm als Vorlage dienen soll. Dabei trifft er auf den früheren Sänger Tobias Morgen, der ihm verspricht zu helfen, vorausgesetzt er bleibt anonym. Alles scheint perfekt zu laufen, Tobias gewährt Florian Einblicke in sein ehemaliges Privat- sowie Showbizleben. Doch dann entwickelt Florian Gefühle für Tobias und begeht unbewusst einen Fehler ...

Alles nur ein Roman – oder doch nicht?

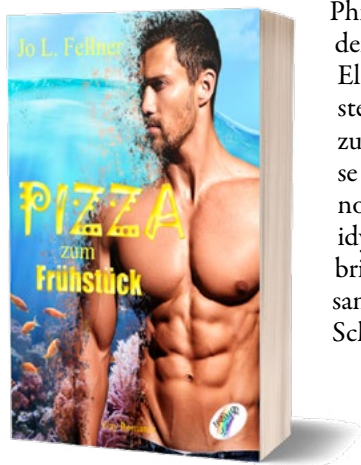


Jo L. Fellner

PIZZA ZUM FRÜHSTÜCK

Gay Romance

ISBN Print: 978-3-903238-62-6



Philip nutzt den Urlaub seines Bruders und zieht für eine Woche in sein Elternhaus, um dort für seine bevorstehende Prüfung in Meeresbiologie zu lernen. Gerade als er sich eine Pause gönnt und es sich vor der Heimkinoanlage bequem macht, wird seine idyllische Ruhe gestört: Jemand bricht in das Haus ein – und das Seltsame: Der Einbrecher hat einen Schlüssel ...



Alexej Winter

SEKUNDENSACHE

Gay Romance

ISBN: 978-3-902885-38-8



Es reichen 3 Sekunden, um sich zu verlieben.

Das muss auch Luca feststellen, als er zum ersten Mal Teamkollege Bela gegenübersteht. Der ist von dem neuen Ersatzspieler auch recht ange-tan, hält ihn aber immer wieder auf Abstand. Und das aus gutem Grund, denn als es zwischen den beiden ernst wird, gehen für Bela die Probleme erst richtig los. Seine Mutter und Schwester werfen ihn raus und ein al-ter Bekannter taucht auf, der nur eins im Kopf hat – nämlich sich für eine Abfuhr zu revanchieren. Bela ver-schwindet daraufhin spurlos und lässt

Luca mit all den Problemen, Anschuldigungen und Gegnern allein zu-rück.

Doch wie allein ist Luca tatsächlich? Und wer steht am Ende noch zu den beiden Männern?



Stephan Klemann

SCHATTEN AUF DEM REGENBOGEN

Roman

ISBN: 978-3-902885-66-1



Als sich Frank unerwartet das Leben nimmt, glaubt Kevin keine Minute an Selbstmord. Da für die Polizei die Sachlage jedoch eindeutig ist, nimmt Kevin die Lösung des Falles selbst in die Hand. Bei seiner Suche stößt er auf Franks Tagebuch. Alle Spuren führen ihn zu der Newcomerband *Sunrisers*, die bei einer Castingshow gewonnen hat. Kevin beschließt, sich die Band auf einem Sommerfest genauer anzusehen und erhält dort ein überraschendes Angebot vom Leadsänger der Band ...



Paul Senftenberg

HÄNDE

Roman

ISBN: 978-3-902885-78-4



„In der Nacht vor seinem dreizehnten Geburtstag zerstörte Paul Kilian mit Hilfe von Hammer und Meißel die Hände der männlichen Figuren auf den spätromanischen Fresken in der Kirche von Obergrabern ...“

Schon als Kind erfährt Paul von seinem Vater nur Abneigung und Aggressivität. Deshalb empfindet er Männerhände als etwas Gefährliches. Einzig die Hände seiner Mutter spenden ihm Trost und Zärtlichkeit. Als der Vater eine Hand verliert, kann er ihn zwar nicht mehr schlagen, doch Zuneigung oder ein nettes Wort erhält Paul trotzdem nicht. So setzt der mittlerweile erwachsene Paul sein Augenmerk auf Männer, die eine Handprothese tragen. Er ist überzeugt, dass ihm eine Plastikhand mehr Liebe schenken kann als eine echte. Als Paul auf Alexander trifft, kommen seine Vorstellungen jedoch ins Wanken. Denn Alexander trägt keine Handprothese ...

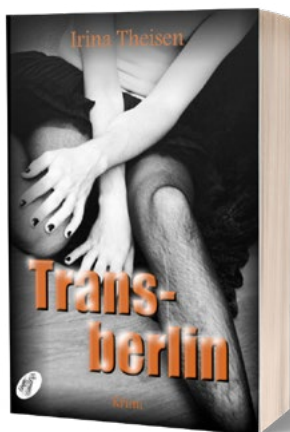


Irina Theisen

TRANSBERLIN

Krimi

ISBN: 978-3-902885-42-5



Svetlana Imailova ist eine feste Institution auf dem Berliner Transenstrich. Eigentlich ist sie Privatdetektivin – wenngleich mit bescheidener Auftragslage. Der Anruf einer besorgten Mutter bringt Svetlana auf die Fährte des Medizinstudenten und Laienschauspielers Stefan Ilya.

Svetlana vermutet hinter seinem Verschwinden einen Zusammenhang zwischen den angeblich abgeschobenen Strichern Sandy und Angel und dem unauffindbaren Travestiekünstler Sascha Sanders. Als Svetlana ihre Theorie

Kriminalkommissar Malte Heinermann anvertraut, nimmt dieser sie nicht ernst.

Aufgrund ihrer eigenen Geschlechtsidentität beschließt sie, den Fall zu verfolgen. Doch wer kommt als möglicher Täter infrage? Was hat es mit dieser Laientheatergruppe auf sich? Und warum muss Kriminalkommissar Heinermann eigentlich so verdammt gut aussehen?

